Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 15 — Marburg i. H., den 9. April — 1903

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserats nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Ein Lied der Auferstehung — Lutherworte — Stellvertretendes Sterben und Auferstehn — Was haben wir von der römischen Kirche zu lernen? 2. Der durch Kant vertiefte Protestantismus — Maurice Maeterlinck. Zweites Stück — Die nationale Seite der Los von Rom-Bewegung. Von einem Tschechen — Verschiedenes: Das Geheimnis des Kreuzes (Weiß); Klopstockbüchlein (Behrmann); Denkschrift zur Klopstock-Gedächtnisfeier (Kähler); Zwei Thoma-Bilder in der Heidelberger Peterskirche; Hausbeamtinnen; Kleine Mitteilungen (Religionsstatistik) — Anzeigen

Ein Lied der Auferstehung

Der neuen Lieder eins, wie am Throne die Seelen der Märtyrer singen

Jesus Christus erstand! Er wird die Seinen erwecken!
Seine Kindlein werden nicht ewig im Schoße der Erde
Liegen, entstellt von der Hand der Verwesung. Die Stimme des Segens
Wird ertönen, vor ihr verstummen des Fluches letzter
Laut! Erzengel werden sich freun und leuchtender strahlen
Von den süßen Entzückungen über die Toten, die leben!
Ach, daß jetzo nicht mehr das Grab ist, nicht mehr die Verwesung
Herrscht, noch in Grüften zerstört der hohen Seele Genoß liegt!
　　Wehet, Winde, vom Morgen, und bringt den Staub der Zerstörung!
　　Bringt der Zerstörung Staub, ihr wehenden Winde, vom Abend!
　　Brause, Sturm der Mitternacht, und bringe die Trümmern!

Jesus Christus erstand! Er wird die Seinen erwecken!
Seine Kindlein werden nicht ewig im Schoße der Erde
Liegen, entstellt von der Hand der Verwesung. Wie Träumenden wird es
Dann uns sein, wenn ins Leben der Engel wir wiederkehren.
　　Wehet, Winde, vom Morgen, daß wir in das Leben der Engel
　　Wiederkehren! O säusle die Toten Gottes herüber,
　　Mittagswind, zu dem neugeschaffenen Paradiese.

Sieh, an der Pforte des ewigen Edens schrecket des Cherubs
Schweigen nie, droht nie die hohe Flamme des Schwertes!
Denn wir halten das Mahl mit dem Sohn, in der Lebensbäume
Kühle, das Mahl, in dem Säuseln um uns der Gegenwart Gottes!
Denn erstanden ist er, der bis zu dem Tode die Seinen
Liebte, bis zu dem Tod am Kreuz.

Friedrich Klopstock † 1803
Der Messias. Siebzehnter Gesang

Lutherworte

Das ist die schöne Predigt für die Christen, wie man der Sünde Stachel, die uns tötet, und des Gesetzes Kraft, das solchen Stachel in uns treibt, los worden durch den Sieg Christi, so lang bis er vollend gar an uns vertilget werde. Darauf gehöret nu das End vom Lied, das Sankt Paulus [1. Korinther 15] singet: Gott sei Lob und Dank, der uns solchen Sieg gegeben hat. Das mögen wir auch singen und also stets Osterfest halten, daß wir Gott loben und preisen für solchen Sieg, welcher heißt nicht durch uns erstritten noch im Kampf erobert — denn er ist zu hoch und groß —, sondern aus Gnade geschenkt und gegeben von Gott, der sich unsers Jammers erbarmet, daraus uns Niemand kunnt helfen, und seinen Sohn gesandt hat und in den Kampf lassen treten. Der hat diese

Feinde, Sünd, Tod und Hölle, niedergelegt und den Sieg behalten und uns gegeben, daß wir können sagen, er sei unser Sieg und ebensoviel als wäre es durch uns selbst geschehen. Allein, daß wirs also mit Ernst annehmen und Gott nicht Lügen strafen, wie die, so sich vermessen durch sich selbst ihre Sünd und Tod zu überwinden, sondern mit festem Glauben im Herzen behalten und uns darin stärken und immerdar solche Dankpredigt treiben und singen von solchem Sieg in Christo, und darauf fröhlich dahinfahren, bis wir ihn auch an unserm eigenen Leibe sehen. Dazu helf uns Gott durch denselben lieben Sohn, dem sei Ehre und Lob in Ewigkeit. Amen.

Das XV. Kapitel der ersten Epistel St. Pauli an die Korinther. Von der Auferstehung der Toten. 1534

Stellvertretendes Sterben und Auferstehen

Und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen. Joh. 12, 32.

Jesu Liebe war „stellvertretendes Leiden", solange er sich Menschen offenbarte in seinem Erdenleben.*) Wir wissen heut und fühlen es, sie wäre das nicht gewesen, wenn sies nicht bis zum stellvertretenden Sterben gebracht hätte. Das letzte Siegel, der letzte Beweis der Echtheit, der Tiefe, der Allmacht dieser Liebe hätte gefehlt.

Jesus hat selbst uns an den guten Hirten erinnert, der sein Leben lässet für die Schafe. Paulus weist darauf hin, daß für eine gute Sache wohl Mancher in den Tod gegangen ist (Röm. 5, 8). Aber an Jesus war das Unerhörte, daß er starb für die Sünder. Für die Sünder, die ihn liebten, und für die Sünder, die ihn haßten. Die ihn ans Kreuz schlugen. Er starb für sie alle den Tod, den sie sterben mußten. Der Kelch war bitter. Er starb den Tod, der der Sünde Sold ist, mit ganzem Bewußtsein dieses Zusammenhangs. Er starb ihn im Angesichte des ewigen Gottes, der die Sünde haßt und den Tod zu ihrem Gericht geordnet hat, ganz allein ausgesetzt seinem heiligen Zornwillen wider das sündige Menschengeschlecht, nicht einmal von diesem verstanden, sondern verraten, verfolgt, verachtet und verschmäht. Einsamer wie er ist Niemand gestorben. Aber seit er das that, braucht Niemand mehr einsam zu sterben.

Liebe ist stark wie der Tod, stärker als der Tod. In dem ganzen Gefühl des Gotteszornes und der Gottverlassenheit war er gehorsam diesem selben Gott, war er, wie dieser Gott ihn haben wollte. Endlich ein Mensch, der Gottes Kind blieb bis in die Schrecken der Hölle hinein. Das war nicht umsonst. Nun giebt es keine Hölle mehr für die, die das erlebt haben.

„Sind wir aber mit Christo gestorben, so glauben wir, daß wir auch mit ihm leben werden. Denn wir wissen, daß Christus, von den Toten erwecket, hinfort nicht stirbet; der Tod hat hinfort keine Macht mehr über ihn." (Röm. 6, 8 f.) Daß jenes heilige Sterben Jesu am Kreuz der menschheit erlösende Sieg ward über Sünde und Tod, ist der Glaube der Christenheit. Das haben die ersten Jünger erfahren, und aus dieser Erfahrung heraus ist das Christentum geboren. Diese Erfahrung ist selber das Christentum.

Unter dem Kreuze stand vielerlei Volk. Jedermann kann noch heute darunter stehen, es ist aufgerichtet als eine simple geschichtliche Thatsache. Man kann zu ihm hinaufschauen gleichgiltig, oder mit Ekel, mit dankbarer Liebe, zitternder Ahnung, oder mit kühlem Forscherblick. Wir Christen sehen es in besonderm Licht. Uns strahlt über dem Kreuze Jesu die Ostersonne. Wir können gar nicht anders empfinden. Sieg! Leben! Erlösung! klingt uns als letzte frohe Botschaft von dort her.

Jesus Christus hat die Mächte der Finsternis überwunden, das Sünden- und Todesverhängnis gebrochen. Und er hat das nicht für sich gethan, daß er sich nun emporgeschwungen hätte in eine andere Welt und wir wären nur umso ohnmächtiger zurückgesunken in unsre alte Not. Nein, sein Todesüberwinden war stellvertretend. Ging er zum Vater, ist er erhöhet zum ewigen Throne, er zieht uns mit. So sagts uns das Wort, das er uns gelassen hat, so spüren wirs, wenn wir seinem Zuge uns hingeben.

Nicht um die „Auferstehung unsers Fleisches" ists uns dabei zu thun, wie den Griechen der antiken Zeit, als sie Christen wurden, wenngleich auch wir manchmal seufzen: „Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?"

Nicht um die „Unsterblichkeit der Seele" ists uns zu thun, für die unsre Väter in der Zeit der Aufklärung schwärmten, wenngleich auch wir den Sängern der ewigen Hoffnung gerne lauschen.

Nein, es gilt uns um den lebendigen Gott selbst. Daß wir ihn finden und haben. Und um seinen heiligen Willen. Daß wir den kennen und thun. Um seine Gnade und Wahrheit: daß die uns immer aufs neue heraushelfe aus unsrer Schuld und Thorheit. Solche Lebenskräfte wollen wir schöpfen aus Jesu Todesleiden und Todesüberwinden. Darnach befehlen wir uns und unsre Lieben getrost auch in der Todesstunde in die Hände des allmächtigen Vaters und warten der neuen Offenbarungen, die er noch geben will. R

*) Vgl. Nr. 13 und 14.

Was haben wir von der römischen Kirche zu lernen?

2. Der durch Kant vertiefte Protestantismus*)

Durch Christus haben wir gelernt, daß religiös-sittliche Personen die Werkzeuge des persönlichen Gottes sind. Das Leben Jesu war das Leben Gottes in seiner Seele. Darum hat er, die ihm nahe traten, durch die Macht seiner Person an sich gezogen, sie in sein Leben verklärt und mit dem Leben Gottes geeint. Nach ihm hat seine Gemeinde sein Werk, Menschen für das Reich Gottes zu gewinnen, übernommen. Den Grundsatz, daß die Person das wahre Mittel der Gnade ist, hat die römische Kirche aufgegeben. Der geschichtliche Christus und damit die Bedeutung seiner Gemeinde ging ihr verloren. Der Rahmen, der die Gemeinde zusammenhielt, die Priesterschaft, sollte die für das Heil notwendige Offenbarung Gottes sein, das Amt, nicht die Personen. Im Gerüst der Hierarchie und in ihren Werken sah man die Gegenwart Gottes in der Welt. Der Taufstein und der Altar, die Sakramente und das Meßopfer, wurden die magisch wirkenden Quellen der Religion, Kanzel und Beichtstuhl die Stätten der sittlichen Erziehung. Abgelöst von der Religion, nicht getragen von der Macht des persönlichen Lebens, ward die sittliche Erziehung ein gesetzliches Werk, wie die des Staates auf Gebot, Gericht und Zwang gegründet. Die Gewissen konnten dabei nie zur Ruhe kommen. Ueber die Angst vor dem unerbittlichen Richter im Himmel wollte die Kirche ihre Bekenner nicht hinausführen. Luther hatte die Zucht der Hierarchie und ihre Wirkungen in der tiefsten Seele erlebt. Er erkannte: wenn es nichts anderes giebt, so ist das mein Untergang. Da hat ihm Gott selbst offenbart, daß er ein gnädiger Gott sei. Dadurch ward er ein anderer Mensch. Die Religion, Gott selbst, war wiedergewonnen, mit ihm die Gemeinde seiner wahren Kinder. Der stolze Bau der Hierarchie erschien nun dem Reformator als ein Werk des Feindes aller Menschen. Aber so groß dieser Gewinn war, so konnte doch der ältere Protestantismus das Feld, das er im ersten Siegeszuge erobert hatte, nur zu einem kleinen Teile behaupten. Aus der mächtigen Erschütterung des Gewissens, die er der Hierarchie verdankte, war Luthers Glaubensgewißheit, seine Glaubensseligkeit, hervorgegangen. Er hat wohl das kühne Wort ausgesprochen: Sündige tapfer, aber glaube um so tapferer. Römische Theologen werden nicht müde,

*) Vgl. Nr. 13 und 16.

an dies Wort uns zu erinnern, um zu beweisen, daß die Reformation ein Werk der Leichtfertigkeit sei. Für Luther, der die tiefste Angst des Gewissens erlebt, der, um sein Gewissen zu retten, sein Leben eingesetzt hatte, war dies Wort nur der Ausdruck für die Unüberwindlichkeit seines Glaubens.

Wie aber stand es um die, die nicht wie Luther durch die Schule der Hierarchie hindurchgegangen waren, denen von Kindheit an das Evangelium von dem gnädigen Gott verkündigt ward? Lag ihnen nicht die Gefahr der Leichtfertigkeit nahe, die schon Paulus bekämpft hatte: Lasset uns sündigen, weil wir nicht mehr unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade stehen? Mit scharfem Blick erkannte die Hierarchie, hier sei der Punkt, an dem sie einsetzen könne, um neue Macht zu gewinnen. Die Pforte ist eng und dornenvoll der Pfad, der zur Gnade führt; die Hierarchie meinte, Niemand vermöge besser als sie diese Erkenntnis zu erhalten. Melanchthon erkannte die Lücke, die durch den Wegfall der Hierarchie entstand. Er war überzeugt, man müsse erst mit dem Hammer des Gesetzes die Herzen zerschlagen, d. h. sie zur Buße erwecken, dann erst ihnen das Evangelium von dem gnädigen Gott darbieten. Luther stimmte dem zu. Aber war das nicht ein Rückfall in den Katholizismus? War der Glaube das Werk Gottes und ging ihm die Buße voraus, dann konnte sie leicht als ein Menschenwerk, als ein Werk des Bußpredigers und des Hörers, erscheinen. Aber muß nicht der erste Teil der Wiedergeburt ebenso wie der zweite das Werk des allmächtigen Gottes sein? Und wie soll man zur wahren Buße ohne den wahren Glauben kommen? Erst muß man erleben, was man an Gott hat, wie selig ein Gotteskind ist, ehe man den rechten Abscheu vor sich selbst und seiner Sünde haben kann. Die Verwirrung über die Frage, wie Buße und Glaube sich zu einander verhalten, hat nicht aufgehört. Noch heute ist man uneins darüber, wie Luther über dies Lehrstück gedacht hat. Man blieb darüber so unklar wie über die Bedeutung der guten Werke für das Heil der Seele. Die Hauptsache aber war die: man hatte keinen Ersatz für die gewaltige Macht, die von der Hierarchie eingesetzt ward, die Buße zu erwecken, ja zu erzwingen. Wenn die Obrigkeit, die das Schwert führt, Etwas gebietet, so hat das eine andere Wirkung, als wenn ein Bußprediger das thut. Es ist bekannt, welchen Ersatz Calvin geschaffen hat, und mit welchem Erfolge. Es ist bekannt, wie der Staat, so lange er kirchlich war, sich der Sittenzucht annahm. Aber dort wie hier war die sittliche Erziehung doch nicht evangelisch, sondern gesetzlich wie die der Hierarchie. Und wie ohnmächtig war doch alle gesetzliche Sittlichkeit. Sie glich einem wurzellosen Stamme. Man gehorchte den Geboten, weil Gott es fordere. Aber warum er das thut, das wußte man nicht. So seufzte man unter dem Gesetz als unter einem fremden, vielleicht willkürlich uns auferlegten Joch. Man zitterte vor der Strafe; und man wußte doch nicht, worin sie besteht. Man sah den Frevler im Glück und beruhigte sich mühsam mit dem Gedanken, die Gerechtigkeit Gottes, die jetzt schwach sei, werde im Jenseits ihre Kraft erweisen. Ihren Ernst sah man nicht darin, daß sie unerbittlich in jedem Augenblicke Vergeltung übt, sondern in dem Opfer am Kreuz, das sie gefordert habe, damit die Gnade die Rettung der Welt vollbringen könne. So stand es bei den Protestanten, die doch das Gesetz für Gottes Gesetz ansahen. Die römische Kirche hat den Vernichtungskampf gegen das evangelische Christentum aufgenommen, weil sie meinte, daß sie eine andere Macht, die Buße zu erwecken, besitze als wir. Aber sie sah sich selbst als Gesetzgeberin an; und die Jesuiten machten jetzt die enge Pforte weit und den dornenvollen Weg zu einem anmutigen, weil sie nicht zu Gott, sondern, wie auch immer, zum Papst die Menschen bekehren wollten. So stand es um die Kirchen, als die Staaten auf ihre eigene Aufgabe sich zurückzogen und die Erhaltung der Sittlichkeit den Kirchen überließen. Luther hatte Großes gethan. Er hatte den Quell der Religion erschlossen. Er hatte also seinem Kreise die Gewißheit eingeprägt, daß Gott unser Erlöser ist. Er hatte dem sittlichen Glauben und Streben — man kennt dies oft noch längst nicht genug — einen neuen und höheren Inhalt gegeben. Aber die Sittlichkeit unerschütterlich zu begründen, dazu hatte sein Werk, das Erbe der Reformation, nicht ausgereicht.

Die Rettung unserer Nation hing am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von der Lösung der religiösen, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts von der Lösung der sittlichen Frage ab. Sie erfolgte in dem Augenblicke, in dem in Frankreich der vollendete religiöse und sittliche Bankerott eintrat. Da trat zu Tage, daß Luther die Schleusen aufgezogen hatte, daß also bei uns ein neuer Aufbruch des wahren Lebens erfolgen konnte. Wir haben noch einen zweiten Reformator, Immanuel Kant. Wer den nicht kennt, der kennt den Protestantismus nicht. Luther und Kant gehören zusammen wie die Befreiungskriege und das Werk Bismarcks. War Luther der Prophet der wahren Religion, so Kant der Prophet der wahren Sittlichkeit. Er hat unter uns den ewigen Grund enthüllt, auf dem alle Sittlichkeit ruht. Er zeigte: wie die Natur, so ist auch die Menschenseele von einem unerbittlichen ewigen Gesetze beherrscht, das keinen Augenblick ungestraft übertreten wird. Wer ihm mit freiem Entschluß sich hingiebt, dessen inneres Leben entfaltet sich von einer Herrlichkeit zur anderen. Er ist mächtiger als die ganze Welt und im Stande, Welt, Sünde und Tod zu überwinden und selig zu sein auch im äußeren Untergange. Wer aber dies Gesetz übertritt, dessen inneres Leben bricht zusammen, wie der Sternenhimmel zusammenbrechen würde, wenn seine Harmonie sich auflöste. Die äußere Welt ist nur Erscheinung, der Schleier, der die wahre Welt, die des geistigen sittlichen Lebens, das Reich Gottes, das Reich der Gnade verhüllt. Der Gehorsam gegen das Gebot der Pflicht, das nicht und nicht anders sein kann, giebt Anteil an diesem Reiche sittlicher Persönlichkeiten, in dem Niemand bloß Mittel, Jeder Selbstzweck ist, obgleich in ihm Alle für einander leben. Wie ein Seher, von Gott begnadigt, so hatte Kant dies Reich geschaut, den Sternenhimmel in den menschlichen Seelen. Seine Person setzte er ein, seiner Nation es zur Erkenntnis zu bringen. Wenn solch ein Seher von Gottes Gnaden spricht, dann darf man nicht bei dem, bei jenem Worte ihn nehmen. Man muß nachempfinden, was seine ganze Seele bewegte. So geben Kants machtvolle Worte über die Herrlichkeit des Gesetzes der Freiheit, das die menschlichen Seelen beherrscht, dem Leser die Gewißheit, daß er unter diesem Gesetz nicht einen bloßen Gedanken versteht, eine Reihe von Geboten, die man niederschreiben kann auf Papier oder auf Erz oder Stein. Er meint damit vielmehr einen heiligen allmächtigen Willen, den Willen Gottes, der unmittelbar und — durch die Natur der menschlichen Seele — mittelbar aller Welt sich offenbart. „Fürchtet Gott und gebt ihm die Ehre, denn die Zeit seines Gerichts ist gekommen, und betet an den, der gemacht hat Himmel und Erde und das Meer und die Wasserbrunnen.“ Das war einer der Lieblingssprüche unseres zweiten Reformators.

Da waren ja nun alle die sittlichen Rätsel gelöst, um deren Lösung man bisher vergeblich sich bemüht hatte. Ist Gott zugleich unser allmächtiger Richter, dann darf es Niemand wagen, mit dem Evangelium von dem gnädigen Gott, unserem Erlöser, ein leichtfertiges Spiel zu treiben. Trägt jeder seinen Gesetzgeber und seinen Richter in sich selbst, so wird die Gesetzgebung und das Gericht des Priesters entbehrlich. Ist der gute Wille, die sittliche Person, allein das wahrhaft Gute in der Welt, dann ist der ganze sachliche Apparat der römischen Kirche: Hierarchie, Opfer, Sakramente, Leistungen — wertlos. Dies Gesetz, von dem Kant begeistert ist, kann Niemand als ein fremdes Joch empfinden. Es ist die höchste Vernunft, unser eigenes wahres Wesen. Kein willkürlicher Richterspruch wird über den Menschen gefällt. Durch eine unwandelbare Notwendigkeit vollzieht Jeder das Gericht an sich selbst. Die Sünde ist Nichts als Strafe, die Zerstörung der sittlichen Persönlichkeit in uns. Wer Gott nicht fürchten will, der fürchte sich selbst, seinen Verderber. Nicht in unbekannter Ferne liegt das Gericht. Es ist da mit der Sünde, weil die Sünde selbst es ist. Feuer verbrennt, Gift vergiftet. Da verstummen die Klagen über die Ohnmacht der Gerechtigkeit. In allen Seelen vollzieht sich dieselbe Vergeltung: so viel Tugend, so

viel Leben; so viel Sünde, so viel Zerstörung. Glück und Unglück sind nur Mittel der Gnade: denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Besten.

Unsere zweite, unsere sittliche Reformation bewegte die Nation von neuem im tiefsten Grunde ihres inneren Lebens. Nie war seit Luthers Tagen Rom unter uns so ohnmächtig wie in der Zeit Kants. In den Schlachten bei Leipzig und Waterloo legte der Geist unseres Propheten der Sittlichkeit ein bedeutendes Gewicht für die Entscheidung in die Wagschale. Sollten wir nicht darüber trauern, daß die Romantik ihn vergessen gemacht hat? Tausende von Konfirmanden gehen in einer langen Berufsarbeit an einem evangelischen Geistlichen vorüber. Tausenden steht er nahe in entscheidenden und schmerzensreichen Augenblicken ihres Lebens. Immer seufzt er: Ach, daß ihr wüßtet, jede Sünde ist ihre Strafe, jede Schuld rächt sich auf Erden. Man berichtet uns von erschütternden Vergehen, die weite Kreise unglücklich machen, von entehrenden Thaten, vor denen wir erschrecken. Eucken beschreibt uns mit ergreifenden Worten die „Kulturkomödie", die uns täuscht, und die doch zusammenbrechen müsse. Da erwacht unwillkürlich in uns der Wunsch: O daß doch Kants Geist wieder in uns mächtig würde. Daß er uns fehlt, das ist der Grund des geringen sittlichen Erfolgs beider Kirchen, überhaupt unserer sittlichen Not.

Der Einblick, den Kant in die Vorgänge des inneren Lebens aufthat, gab der Bußpredigt eine bis dahin ungeahnte Kraft. Der ewige Richter, der jede Faser des inneren Lebens durchdringt, zeugte für ihre Wahrheit und ihr Recht. Zugleich ward klar, daß Buße und Glaube, beide sein Werk sind, das einige Werk des einigen Gottes, der in jedem Augenblicke die Herrschaft in uns übt, und uns beugt, indem er uns erhebt, uns erhebt, indem er uns beugt. Indeß ein menschliches Organ, die Buße zu erwecken, dem der römischen Kirche gleich, ja an Macht ihm überlegen, das die Hierarchie ersetzen konnte, war noch nicht gefunden. Ehe wir nachweisen können, daß wir auch das besitzen, haben wir darzulegen, wie durch Kant auch der zweite Mangel des älteren Protestantismus beseitigt ward.

Der zweite Mangel des älteren Protestantismus war sein Rückfall in die Lehrgesetzlichkeit.*) Er nahm die Lehre auf, die den Grundstein der katholischen bildet: der Gottmensch habe die Strafe für unsre Sünden auf sich genommen; er habe unsere Sünde gesühnt, der Gerechtigkeit Gottes genug gethan und der Gnade es möglich gemacht, sich unser zu erbarmen. Diese Gedanken führten im Katholizismus nur bis an die Pforte des Allerheiligsten, die erst in der Ewigkeit sich aufthut. Für den älteren Protestantismus waren sie die Leiter zu dem durch Christus geöffneten Allerheiligsten. Er ergriff im Glauben den vergebenden Richterspruch Gottes und damit Gott selbst, seine Liebe und sein Leben. Aber auch so mußte man ein Theologe sein, um ein Christ zu werden. Aus dem Walten Gottes in der menschlichen Seele sind diese Vorgänge in Gott nicht zu erkennen. Sie sind nur durch die kirchliche Ueberlieferung, durch Festsetzungen der Priester, bekannt. Das Lehrgesetz tritt zwischen Gott und die Seele. Es ist die Mosesdecke, die den unmittelbaren Anblick Gottes und seines Wirkens verbirgt. In jedem Augenblicke entsteht dadurch die Gefahr, die Unterwerfung unter das Lehrgesetz für den Eintritt in die Gemeinschaft mit Gott, den Meinungsglauben für den Heilsglauben zu halten und Alle, die zu jenem sich nicht bekennen, als „Ungläubige", Gottlose, zu bezeichnen. Die Grunderkenntnisse Kants vernichteten das unjuristisch-juristische Lehrgesetz, das die Grundlage des Katholizismus bildete. Keine Leistung eines Anderen kann die Mängel der sittlichen Persönlichkeit ergänzen. Die Strafe ist nicht zu übertragen, weil sie die Sünde selbst, in ihrer Wirkung, ist. Die Lehre, daß nur ein Opfer von unermeßlichem Wert, das Opfer Jesu, die Begnadigung und damit die Rettung des Sünders möglich gemacht habe, ist ernst zur Erweckung des Gewissensernstes verwendet worden. Aber die wahre Begründung des sittlichen Ernstes ist doch nur die Erkenntnis: jede Sünde ist Selbstmord, Vernichtung der sittlichen Persönlichkeit; die Vergeltung entspricht unerbittlich der Sünde; Erlaß der Strafe ist unmöglich; sie schwindet nur mit der Heilung des inneren Lebens, der schmerzlichsten Heilung, die es giebt; die Sühne, die willige Uebernahme der Leidensfolge der Sünde, muß in dir selbst erfolgen, weil sie die Bedingung der Wiedergeburt ist. Das Gericht, das unerbittlich in Jedem selbst sich vollzieht, erschüttert anders den inneren Menschen als das auf einen Anderen übertragene. Doch die Romantik, die das übertragene Gericht dem selbsterlebten vorzog, ist durch die Geschichte der letzten fünfzig Jahre auch thatsächlich widerlegt worden. Daß in dieser Zeit der sittliche Ernst dem in der Zeit Kants nicht gleich gewesen ist, wird jeder Unbefangene zugeben.

*) Vgl. zum Nachfolgenden meine Schrift: „Wie ist der Kampf um die Bedeutung der Person und des Wirkens Jesu zu beendigen?" Tübingen, Mohr 1901. 90 Pfg.

Fiel die stellvertretende Genugthuung dahin, dann fiel das ganze Lehrgesetz, das um ihretwillen gebildet war. Man kannte Gott, den wirklichen Gott, nun wieder, den allmächtigen Schöpfer, der in jedem Augenblicke in jeder Menschenseele sich als der allmächtige Richter und Erlöser erweist. Nicht um ein theologisches Lehrgebild handelt es sich forthin, sondern um die Anerkennung der unableugbarsten Thatsachn des inneren Lebens, nur um persönliche Lebensgemeinschaft, des Menschen nämlich mit dem persönlichen Gott. Und beglückt fühlten sich Alle, die an diese tiefere Erkenntnis des sittlichen Lebens sich dahingaben, weil noch ein neuer unvergleichlicher Gewinn ihnen zufiel. Die Erkenntnis des geschichtlichen Christus. Christus selbst trat an die Stelle des katholischen Christus*begriffs*, sobald man erkannt hatte, der Tod eines Gesunden könne unmöglich den Tod eines Totkranken hindern. Christus selbst ward nun durch seine Person und durch die That seines Todes die mächtigste Predigt der Wiedergeburt, der Buße und zugleich des Glaubens. Wer sollte nicht erschrecken vor der Sünde, wenn er sieht, wie sie den Retter an das Kreuz schlägt? Wer sollte nicht die Gewalt der Pflicht empfinden, wenn er es miterlebt, daß Christus das Kreuz erwählt, um treu zu sein bis in den Tod? Und wie könnte die Gewißheit von der allmächtigen Liebe Gottes besser in uns begründet werden als durch das Opfer Christi, in dem die Liebe in dem entscheidenden Augenblicke der Geschichte das Bestehen unseres Geschlechtes und den Beginn einer neuen Menschheit begründet hat? Der Verlust des geschichtlichen Christus hatte das Entstehen der Hierarchie veranlaßt, ja notwendig gemacht. Die Wiedergewinnung des geschichtlichen Christus wird der Hierarchie das Grab graben, lassen wir uns durch Nichts verleiten, dies unvergleichlich wertvolle Gut von neuem für den katholischen Christus*begriff* zu opfern. Man klagt, es fehle beiden Kirchen das Gefühl von der Gegenwart des lebendigen Gottes in ihnen. Diese Klage wird verstummen, ist das unser Bekenntnis: ich setze mein Vertrauen im Leben und im Sterben nicht auf die Welt und auf mich selbst, sondern auf den in Christus offenbarten allmächtigen Gott, meinen Vater im Himmel, meinen Schöpfer, Richter und Erlöser.

Nach dem allen werden vielleicht die Priester uns sagen: Ihr folgt Luther und Kant; aber mit welchem Rechte nennt ihr dann euch Christen? Wir können ihnen antworten: Ihr folgt Athanasius und Anselm; mit welchem Rechte nennt *ihr* euch Christen? Wir Protestanten sind gerne bereit, Luther und Kant über den Einen, Christus, zu vergessen. Sie sind nicht unsere Erlöser gewesen, nur Diener Gottes, durch die wir Christus verstehen lernten. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Das ist der ganze Kant. Und Gott läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute. Das ist der ganze Luther.

So ist denn unsere Bußpredigt immer mehr in ihrer Bedeutung von uns erkannt worden. Der allmächtige Richter, der unsere Seelen beherrscht, und der Sieger am Kreuze, beide zeugen für sie. Aber ich sagte: wenn die Obrigkeit in ihrer Macht Etwas gebietet, so hat das eine andere Bedeutung, als wenn ein Prediger es thut. Dies Wort gilt, auch wenn der Prediger auf Christus, auf Gott selbst sich beruft. Die Priester bleiben dabei, ihre Arbeit, für das Reich Gottes die

Glieder ihrer Gemeinden zu erziehen, sei erfolgreicher als die unsere, weil sie im Stande wären, ihre Macht einzusetzen für den Erfolg ihrer Arbeit. Gott übt seine Macht in jeder Menschenseele in jedem Augenblicke. Die Frage kann also für uns nur die sein, wer hat Christi Werk unter uns übernommen?

Und unsre Antwort lautet: wie in der Zeit der Apostel, so haben auch jetzt die es übernommen, in denen Christus eine Gestalt gewonnen hat. In der Gemeinde sind sie geeint. Die Gemeinde muß Macht gewinnen über die Seelen, um sie mit Gott zu einen. Die Gemeinde trägt dafür die Verantwortung vor Gott und den Menschen, daß Niemand ohne seine Schuld verloren gehe. So stehen wir nun vor der großen Frage: giebt es bei uns Gemeinden, die im Stande sind, die Hierarchie zu ersetzen? Und wenn nicht, wie können wir sie schaffen? Und noch weiter. Die Kirche der Hierarchie ist vor unseren Augen. Aber was ist zu thun, um die Kirche so zu gestalten, daß die Kirche des wahren Evangeliums, die Kirche des Ge-Gemeindelebens, die der Hierarchie an Macht über die Seelen und an sittlichem Erfolg übertreffe? Und wenn es an Gemeinden, wenn es an Kirchen noch fehlt, die dieser unermeßlichen Aufgabe gewachsen sind, was sind die Hemmungen, die es uns unmöglich gemacht haben, dies Ziel zu erreichen? und wie sind sie zu überwinden? Das sind nicht Verfassungsfragen, sondern die ernstesten religiösen und sittlichen Fragen unserer Zeit. Sie sind die entscheidende Macht in dem immer heftiger werdenden Kampfe zwischen den drei Kirchen der Gegenwart, der römischen, der evangelischen und der atheistischen.

Für uns handelt es sich gegenwärtig in der That um Sein oder Nichtsein. Das Evangelium ist in seiner lautersten Klarheit uns aufgegangen, so klar wie nie. Es ist für Jedermann bestimmt und darum das Einfachste, das es geben kann: Gott, unser Schöpfer, Richter und Erlöser, machtvoll aller Welt offenbart in Christus und seiner Gemeinde, ohne Hierarchie. Ist dies Evangelium unfähig, seine die Welt überwindende Kirche zu schaffen, dann wird es untergehen, das höchste Gut, das unsere Nation und nur durch sie die ganze Welt besitzt. Dann bleibt uns Nichts übrig als der Atheismus oder der Katholizismus, im besten Falle das Chaos der Sekten. Rom hat es verstanden, seine Kirche zu bilden. Sie ist vor unseren Augen die älteste. Wir haben allen Grund von ihr zu lernen. Aber wohlgemerkt: ohne sie zu kopieren oder einzelne Bestandteile aus ihr herüberzunehmen. Es muß Alles von Neuem geboren werden aus dem neuen Geiste.

Unsere politische Geschichte hat uns gezeigt, daß man vom Gegner lernen und doch seine Eigentümlichkeit behaupten kann. Die französische Revolution schuf einen streng einheitlichen Staat nach uniformer Schablone. Unser größter Staatsmann schuf einen ebenso fest und fester geeinten Staat, indem er die Freiheit und Selbstständigkeit der Teile wahrte. Wir haben zu versuchen, ob es möglich ist, die gewaltige Leistung Roms in das Evangelische zu übersetzen. Sulze

---

Maurice Maeterlinck

Zweites Stück

(Agitur 2)

Die frühste dieser Dichtungen war Prinzessin Maleine (1889). Maleine, die Königstochter, ist mit dem Königssohne Hjalmar verlobt. Die falsche Königin läßt ihr Land verwüsten und auf der Flucht kommt Maleine in Hjalmars Land. Dort sieht sie, daß er die Tochter der falschen Königin heiraten soll. Sie giebt sich Hjalmar zu erkennen, und bei dieser Begegnung der Liebenden wallt das Herzeleid der Natur in Ahnung des Kommenden auf. Die Eulen schweben Unruhe weckend vorüber, die Blätter fallen von den Bäumen auf die Hände herab, der Springbrunnen wirft seinen Tropfenschauer auf die Beiden, Wetterleuchten springt auf, aber als sich im Durchbruch des Mondscheins durch die Sturmwolken die Liebenden erkennen, hört der Springbrunnen auf zu springen. Die falsche Königin bestimmt Hjalmars Vater mit ihr Maleine aus dem Wege zu räumen. In der Mondnacht zieht ein Gewittersturm herauf, der Himmel bietet einen furchtbaren Anblick; eine Trauerweide stürzt in den Teich; Hagelschauer prasseln wider die Fenster nach dem Mord; das Fenster fliegt auf; eine Vase mit Lilien fällt vom Fensterbrett herein und zerbricht. Diese Qual der Natur für das arme Opfer weckt in Maleine böse Ahnungen, gleichgiltige Dinge werden ihr zu Symbolen des Schrecklichen: der Wind bewegt die Vorhänge ihres Bettes; sie sieht die Kleider auf dem Betstuhle sich bewegen; die Möbel krachen; die Rohrmatten knistern; am Fenster schwankt eine Zypresse wie klagend und warnend hin und her. Die Mörder selbst werden von der Sprache der Dinge erschüttert und geängstet: der Hund der Prinzessin scharrt; sieben fromme Schwestern ziehen psalmodierend durch die Gänge; der kleine Prinz Allan, der Sohn der bösen Königin, wirft seinen Ball gegen die verschlossene Thür, daß es wie dumpfe Schläge klingt.

Da legt sich die Stimmung der Ahnung, der Unruhe, der bangen Erwartung von vornherein auch auf den Leser. Die andeutende Sprache, die kurzen Sätze, Unruhe in allen Trägern der Handlung versetzen auch uns in schwere Unruhe. Die Dichtung ist erstaunlich in dieser Kunst, das Zittern banger Ahnung zu erregen.

So führt Maurice Maeterlinck — in einer starken Uebertreibung — diese zweite Welt ein, die sich in uns birgt.

Mit vier Dramen betritt nach diesem Einleitungsstück der Dichter das dunkle Erntefeld des Todes. Mit allen Mitteln andeutender Stimmungskunst erreicht er, daß die Seele, die dieser Szenen ansichtig wird, das Schauern des Lebens vor dem Tode und sein aussichtsloses Wehren vor dem Feinde, dessen Schritt nicht vernommen wird, bange mit erlebt.

Zunächst in den Blinden (1890). Hier sind leiblich Blinde das Symbol der Menschheit geworden. Sie wohnen auf einer Insel. Ein Priester hat aus einem Hospiz zwölf Blinde hinausgeführt, um sie die Luft genießen zu lassen, sechs Männer, sechs Frauen, Blindgeborene, Blindgewordene. Alle sind Abstufungen des Sinnes für die innere und äußere Welt, die Frauen unter ihnen die feiner organisierten und edler fühlenden. Ueber ihnen droht, sie fühlen es, irgend ein Schicksal, ein Letztes — arme, zitternde Wesen auf der Insel, die die Erde heißt. Der Geist, der sie führte, stirbt selbst, da harren die Vereinsamten des Unbekannten, Schrecklichen. Sie spüren, wie die Zeit verrinnt. Was sie vernehmen, setzt sich ihnen in vieldeutige, angstvolle Ahnung um. Sie hören Schritte, wer kommt? Keine Stimme! Auf die Frage kein Ruf! Niemand ist zu ertasten. Nur das einzig Sehende, der kleine Säugling der einen Blinden stößt einen Jammerruf aus. Hat das Kind erlebt, daß der Tod in ihre Mitte getreten war? Es ist ein schwermütiges Klagelied der Menschheit, schwermütiger und beklemmender als das Klagelied Mignons. Ueber dieser Toteninsel liegt nicht der heilige und tröstende Ernst des Böcklinschen Requiems.

„Tod in Sicht“ und hilflose Gegenwehr ist auch der Inhalt der zwei schönen, einander verwandten kleinen Stücke Der Eindringling (1890) und Drinnen (Intérieur 1894). Im ersten Stücke ahnt ein blinder alter Mann, daß seine kranke Tochter sterben muß. Er fällt den Seinen lästig, denn sie wissen, daß der Arzt die bestimmte Hoffnung auf Genesung gegeben hat. Aber zu ihm reden die geringfügigsten Umstände die sichere Sprache des Todes. In der Stimme der Kranken vernahm er Etwas, in dem gleichgiltigen Worte eines Verwandten „bis dahin“ spricht für ihn Etwas, ein leichter Wind rauscht, die Bäume zittern leise, die Nachtigallen verstummen. Wer naht? Die Schwäne werden ängstlich, die Fische tauchen unter, der Hund verkriecht sich in seine Hütte. Vernimmt denn nur die stumme Welt und der Blinde, daß Etwas naht? Eine Nachtigall hat sich auf der Trauerweide niedergelassen. Im Garten fallen die Rosenblätter. Nun spürt der Greis einen kalten Zug im Zimmer. Man kann die Thüre nicht mehr schließen. Die Sense des mähenden Gärtners tönt herein. Es ist Jemand in das Zimmer eingetreten, der Greis ist dessen sicher. Um Mitternacht schreit das Kind auf, das an der Seite der kranken Mutter liegt. Großvater und Enkelkind haben

den Tod erkannt, den die vollbewußten Menschen nicht sehen konnten.

Menschlich und dichterisch weit schöner ist Drinnen — ein Jammerruf über die Ahnungslosen, die hierher schauen, während von dorther das Elend kommt. Die ganze Handlung besteht darin, daß Abends vor den erleuchteten Fenstern eines glückliche Menschen umschließenden Häuschens zwei Leute stehen, um den Sorglosen drinnen zu sagen, daß man eben die Leiche der einen Tochter bringt. Flüsterndes Beraten draußen, Zögern im Anblick des häuslichen Stillebens drinnen und die wachsende Gewißheit, daß die Schritte der Träger mit der Toten immer näher und näher kommen — aus so einfachen Fäden ist das so innig ergreifende Bild gewoben. Dem Greis vor dem Fenster wie dem Dichter brennt das Herz im Innewerden von Menschen, die den Anblick des Daseins noch nicht gehabt haben.

Das letzte Werk dieser Reihe hat der Dichter unter die Rechtswolthat der Bezeichnung als eines Puppenspiels gestellt, aber unnützer Weise, denn der Tod des Tintagiles (1894) ist durch den Druck der Welt übergeben und zur Aufführung an Theatern gewählt worden. Es ist ein schwer zu ertragendes Lebensbild, schwer wie sein Problem: der Selbstvollzug des drohenden Schicksals durch die, die es abwehren möchten. Was groß einst in dem Lebensjammer des armen Oedipus sich darstellte, was sich grauenvoll in dem Tode des Heideknaben vollzog, den Hebbel schildert, das ist kaum erträglich in der Zermalmung des kleinen Prinzen Tintagiles durch das erbarmungslose Räderwerk eines tückischen Vernichtungsvorganges abgebildet. Die böse Großmutter des Tintagiles hat eine Willenslähmung aller Wesen in ihrem Bereiche verbreitet, so liefert Ygraine das Brüderlein an die grausame Alte aus, obgleich sie weiß, daß diese Alle vernichtet, die an ihre Herrschaft rühren könnten. Das Leben läuft auf den Tod zu, als ob es ihn nicht hastig genug umarmen könnte und schluchzt in Angst und verdoppelt den Schritt.

In den fünf genannten Stücken erhob sich der Wille zum Leben nicht über bloße Reaktionen des Seeleninnersten in Ahnung und Schauer gegen die letzte Gefahr. Schon 1891 setzt, noch schwach, eine kräftigere Willensform ein, der Zug des Herzens zum Herzen, die Bethätigung des innersten Verwandtschaftszuges bis zum Hineindrängen in den Tod, um dem eigensten Wesen treu bleiben zu dürfen. Dem Jahr 1891 gehören Die sieben Prinzessinnen an. „Zu spät“ ist die Meinung der Dichtung. Der Enkel des alten Königspaares kommt aus der Fremde zurück und findet die Greise wachend und wartend vor einem Saale, in dem ihre sieben Enkelinnen schlafen, sie schlafen hier seit Mittag, Nichts erweckt sie, und die Alten sind voll Furcht. Der Prinz findet den geheimnisvollen Zugang zu dem Saale und muß sehen, daß die Eine, zu der es ihn zog, die auf ihn gewartet hatte, eben entschlafen ist, während die sechs Anderen sich erheben. Man wäre versucht, über dies Puppenspiel — denn so ist auch dies kleine Stück bezeichnet — über seine Siebenschläferinnen und die zwei Alten, die wie entsetzte Vögel an dem verschlossenen Saale hin und herschießen, zu lachen, aber es ist etwas Einfältig-Einfaches im Stile und im Symbol, das einen daran hindert.

Der Aufgang des Schicksals in der eigenen Brust geschieht ganz deutlich in zwei etwas später geschriebenen Stücken, in Pelleas und Melisande (1892) und Alladine und Palomides (1894). Sie haben Verwandtes. Das Herz, das seiner inne geworden ist als zu einer Heimat der Sonne, des Guten und des Schönen gehörig, entdeckt sich beidemale in einem Lande, in dem die Seele erkältet wird. Beidemale stehen denn auch die Burgen, die Szenen dieser Seelenkämpfe, über brütenden Schwarzwassern, düstern Gräben, lichtlosen unendlichen Gängen, ausganglosen Galerien. Die Nebel verbreiten Kälte, die Wasser den schlimmen Hauch. Die Wälder ringsum sind alt und dunkel. Die Menschen, die dort wohnen, sind nicht böse, aber sie setzen die inneren Schicksale derer in Bewegung, die zu ihnen verschlagen werden, und drängen sie zur letzten, irdisch gesprochen verhängnisvollen Entscheidung.

Aber der Gegensatz zwischen den beiden Stücken ist doch größer als das Gemeinsame. Pelleas und Melisande ist ein Gang zum Verhängnis ohne Gegenwehr, wie auch der Gang der Herden, die schon den Schlächter wittern. Es ist ein Gedicht von tiefer, schöner Traurigkeit, es umspinnt wie ein altes Volkslied das Herz mit der Betrübnis über das Geschick der Liebe. Jede Szene ist gefüllt mit der Unruhe kommender Schicksale, wie Sommerhauch und Sommerwolke das Gewitter in sich tragen. Melisande, das Königskind ohne Namen, im Walde gefunden, weiß nicht, von wannen sie kommt, sie ist da, wie die Märchenkinder. Golaud, der Königssohn, hat sie am Blindenborn getroffen und an sich gerafft, aber ihre heimatlose Seele hat in seinem Bruder Pelleas eine Heimat gefunden. Eine zarte Seele, verirrt in dieser Welt. Wo sie rasten möchte, darf sie es nicht. In ihrer wortlosen, schwermütigen Liebe zu Pelleas wird sie unschuldig schuldig. Golaud tötet den Bruder und verwundet Melisande, aber sie stirbt nicht an der Wunde, sie stirbt, weil sie nicht weiter leben kann; die Luft, in der sie atmete, vergeht mit Pelleas; so vergeht sie mit. Golauds Knäblein Yniold, das Kind seiner ersten Ehe, und die Dienerinnen spüren, daß der Tod kommt Blumen zu brechen; Pelleas erlebt in der Form unbegriffenen Thuns, daß sich Schicksale vollenden, und Golaud vollzieht die in allen Thatsachen vorbereitete Folge.

Die fast strophenmäßige Abwandlung dieser geheimnisvollen dunkel-schönen Romanze hat Alladine und Palomides nicht. Hier fällt von vornherein die merkwürdige Mischung von Zauberblendung und überreicher Phantastik, von Märchenlichtern und Farbengluten auf und andrerseits die durchgehende Durchflechtung dieser magischen Mittel mit dem entschlossenen Aussprechen von Gemütsgegensätzen, mit Gegenrede und Gegenwehr. Es ist, als sammele Maeterlinck noch einmal und zum letzten Male alle Wunder seiner Gesichte und zitternden Worte zu einer außergewöhnlichen Stärke, ehe er sie hingiebt an das Element, das hier zum ersten Male durch seine Wundergrotten hindurchrauscht, eben an die Willensentscheidungen in unserem Sinne.

Der alte König Ablamore hat zu sich und an sich genommen die junge schöne Sklavin, das Griechenkind, die Tochter Arkadiens, Alladine. Der Tag steht bevor, an dem seine Tochter Astolaine ihrem Verlobten Palomides die Hand reichen wird. Aber kaum sehen sich Palomides und Alladine, so gehören ihre Seelen einander an, Alladine wachte aus dem Schlaf mit der Gewißheit auf, daß Jemand komme, da sei, der ihr Schicksal werde. Beide vertrauen sich Astolaine an, diese entsagt mit dem Schweigen derer, die bei Maeterlinck schweigen; sie hatte das Erwachen erwartet, nun ist es da. Ablamore durchschaut den Zusammenhang, ein starrer Gedanke, der seinen Verstand trübt, macht ihn zum Richter an Alladine, die ihn verlassen hat, an Palomides, der sie ihm geraubt hat. Er verschließt Alladine im verborgenen Gemach, und daß Astolaine sich der Armen annimmt, hilft nicht weiter, als daß die beiden Flüchtlinge eingekerkert werden. Sie finden sich in unterirdischen Grotten gefesselt, die Augen fest umschnürt. Palomides befreit erst sich von diesen Bindungen, dann Alladine, sie schauen da wunderbare Dinge in einem Lichte, dessen Herkunft sie nicht kennen: vielleicht ist es der Widerschein des Meeres, das in die tiefsten dieser Grotten schlägt. Aber Schläge am Gestein eröffnen Spalten und Bruchstellen, im einbrechenden Tageslicht erlöschen alle Wunder. Durch die Schläge geängstet und durch die Verwandlung ihrer Zauberwelt verwirrt, flüchten sich die Gefangenen tiefer und tiefer in diese unterirdische Welt hinein, bis sie in einer Flut versinken, die hier herein wogte. Die Retter, denn das waren sie, Astolaine und die Schwestern des Palomides, finden sie noch lebend, aber die Kräfte sind gebrochen. Am erbarmungslosen Licht, das die Wunder raubte, an der Trennung, die das gemeinsame Atmen zum Stocken brachte, schwinden sie dahin. Die Gewißheit ihres Todes schließt das an Ungewissem so reiche Stück.

Wenn auch dieses Stück durch die Bezeichnung als eines Puppenspieles vor dem Spaten, der in die Tiefe graben möchte, geschützt sein soll, so fühlt man sich doch unwiderstehlich zu einer Auslegung der Vorgänge getrieben. Denn durch die magischen

Schleier zeichnen sich festere Linien eines Gedankenzusammenhanges ab. Ich will nicht sagen: das und nichts Anderes bedeutet die Dichtung; aber man darf doch sagen, woran man sich erinnert sieht. Ablamore, der alte König, gehörte zu den Menschen, „welche die Ereignisse abzuwenden scheinen; an den Tagen, wo er mit seinen Freunden auszog, um Schmerzen und Freuden zu begegnen, kehrten sie mit leeren Händen heim". Er ist wie der Verstand, der kalte, die Reflexion, die lähmende. In Astolaine, seiner gütigen Tochter, wohnt die Besonnenheit an seiner Seite. Und doch fühlt er sich einsam, denn die Einsamkeit ist die Furcht, das Gespenst, der Alpdruck des Verstandes, der Nichts hat, als sich. Um der Einsamkeit zu entgehen, zieht er das Griechenkind an sich, aber Alladine lächelt ihn an, wie man den Feind anlächelt. Sie ist schön, sie ist phantasievoll, die Arkadierin mit dem Lamme, das ihre Gedanken ahnt, sie ist Poesie und findet in Palomides den, dem sie das Herz ganz füllt, daß er sie gewinnen, daß er mit ihr sterben muß. In den Kerkern und Irrgängen der Reflexion bethätigen sie die Kraft ihrer zur Schönheit bestimmten Seele und sterben an Ablamores Gewaltthat, im Vernichtungskriege, den das Nüchterne gegen das Lebenatmende und Lebengebende führt.

Trotz allem wirren Rankenwerke spielender Phantasie nähert sich der Leser an der Hand Maeterlincks aus den Grotten der Königsburgen den hellen Straßen, auf denen bewußt wollende Menschen wandern, die vom Gefühle sittlicher Verantwortlichkeit geleitet sind, schon in diesem Stücke. In Aglavaine und Selysette (1896) beschleunigt sich diese Bewegung. Seither hatte der Dichter verstummende, im üblichen Sinne nicht um sich wissende und hilflose Menschen gezeichnet. Nunmehr gelangt der ungelöste Seelenreichtum zum beredten Worte. Und die Nötigungen einer uns nicht sichtbaren Welt werden zu Nötigungen des sittlichen Bewußtseins. Aber diese Dichtung trennt sich noch nicht entscheidend von ihren Vorgängerinnen, sie überwächst sie nur. Es ist mit ihr wie mit dem Apfel, der die Blüte, aus der er entwuchs, noch als erstarrtes Krönlein auf sich trägt. An die Andeutungskraft äußerer Umstände, wie sie seither die Sprache einer verborgenen Welt sprechen, erinnert in diesem Stücke nur Weniges. Aber die Ueberzeugung von dem Vorhandensein ganz unbeobachtbarer Willensentscheidungen, solcher, die gleichsam hinter dem Berge zustande kommen, wird wiederholt ausgesprochen, so in dem ernsten Zuspruch Aglavaines zu Selysette:

> Jetzt sind wir ganz allein und schmiegen uns in der Finsternis fest aneinander — und das Glück und das Unglück, das uns widerfahren wird, entscheidet sich in uns vielleicht in diesem Augenblick — und Niemand kennt es.

Aber die Dichtung macht uns zu Zuschauern eines neuen Vorganges: des Aufgangs des Gefühles der Verantwortlichkeit in der Seele Aglavaines und Meleanders und einer großen Willensentscheidung in der Seele der zarten Selysette.

Aglavaine, die schöne, die kluge, die adelige, tritt, verwittwet, in das Haus ihrer Schwägerin Selysette ein. Selysette hatte seither still, wie unmerklich, neben ihrem Manne Meleander gelebt: er sollte sie lieben um ihres Wertes willen und nicht um irgend welcher reicher Gedanken willen, die sie hätte äußern können. Nun tritt Aglavaine zu ihnen, und Selysette wird die erstaunte, gedemütigte Zuhörerin hoher Reden von Seelenschönheit, wie sie Meleander und der Gast führen. Sie wallt auf in Eifersucht. Aber die schöne Seele Aglavaines besiegt sie, sie wirft ihr kleines liebendes Leben hin in den Opfertod, um Aglavaine und Meleander zu verbinden. Sie hatte seither keine kleine Liebespflicht vergessen, keine gegen die alte Großmutter, keine gegen die kleine Schwester Yssaline; die schönste Liebespflicht scheint ihr nun zu sein, Selysette aus dem Wege Meleanders und Aglavaines zu entfernen. Sie erfüllt ihr tiefstes Leben durch diesen Opfertod.

Es ist das alte Thema von dem einen Eheteil, das dem Glück des andern im Wege zu stehen glaubt und sich beseitigt. Wenn Menschen nicht Fleisch und Blut hätten, so ginge das, was Aglavaine will, vielleicht, daß nämlich die drei Verbundenen, ohne Eifersucht, eines im andern lebte. Aber die Hochgestimmtheit rechnet nicht damit, daß das Leben aus Sekunden und Minuten besteht, die immer neu auf die Probe stellen, die immer neu am Vorsatz nagen und ihn auflösen. Und so geht die Ausschließlichkeit der Liebe nur mit Schluchzen an die Teilung des Besitzes mit Andern. Die kleine Selysette, die liebende, zärtliche Frau, hat nicht die Tasche voll Sentenzen wie Aglavaine. Sie kann nur etwas *sein*, ohne es zu wissen, und will auch nur so geliebt werden. Sie fühlte schon den kommenden Raub an ihrer Liebe, als sie noch ein kleines Kind war. Die Großmutter erzählt es:

> Du gingst, du kamst, du lachtest in den Sälen und dann öffnetest du die Türen und schriest mit erschreckter Stimme: „Sie kommt, sie kommt, sie ist da!" Und man wußte nicht, von wem du sprechen wolltest in deiner Angst; du wußtest es selbst nicht.

Und nun steht Aglavaine vor der Sterbenden und muß sagen:

> Ich bin es, die den Tod bringt — ich habe Nichts von Allem gethan, was ich hätte thun sollen.

Und leidenschaftlicher noch, im Gewissen schwer getroffen, ruft Meleander:

> Fluch auf die Schönheit, die Unglück bringt — Fluch auf die Vernunft, die zu schön sein will — Fluch auf das Schicksal, das sich nicht zureden läßt.

Es ist ein Buch der Tränen, der Küsse, der Schönheit und des Scheidens. Wer könnte es je vergessen?

Und wer möchte *eines* dieser neun Dramen ungeschrieben wünschen? Es geht nicht an, in den ersten acht Stücken die tiefen Eigentümlichkeiten der Sprache, der Szenerie, der Vorgänge nur für feine Kniffe nervöser Stimmungsmache zu halten. Es geht nicht an, die „Neu-Romantik" dieser Dramen mit der Münchener Allgemeinen Zeitung vom 3. Januar 1901 als Neuro-Mantik zu verstehen. Es hieße leugnen, daß unser Seelenleben des Unerklärlichen so Vieles birgt. Es hieße das wortlose Zusammendenken nahverbundener Menschen übersehen, die sich gleichzeitig, nebeneinander und doch darin, einer des andern unkundig, mit demselben Gegenstand beschäftigen. Es hieße leugnen, daß unbegreifliche Ahnungen in denen auftauchen, auf deren Pfad, fern noch, ein Ereignis wartet. Es hieße leugnen, daß die beschienene Welt so klein, die dunkle so groß ist. Aus Maeterlincks Dramen braucht man Nichts mitzunehmen von dem Inhalte, so schön und unvergeßbar er im „Drinnen", in „Pelleas und Melisande" und in „Aglavaine und Selysette" ist, als zwei für Maeterlinck feststehende Thatsachen, daß der Seelengrund keinem Lichte zugänglich ist und daß die Guten, Schönen und Selbstlosen ein feineres Gehör für die Rufe der zentralen Seele haben als die Selbstsüchtigen und Bösen.

Es ist im Hinblick auf diese Stücke nicht nötig, von Maeterlincks Mystik zu reden.

In ihm ist ja nur, wie in Tausenden, der Instinkt der Abwehr gegen die Dreistigkeit der nüchternen naturwissenschaftlichen Ausdeutung aller Lebenserscheinungen erwacht; es ist der *Wirklichkeitssinn*, und nur er, der sich gegen die Leugnung des Unerklärlichen oder doch die Leugnung vorhandener Rätsel zur Wehre setzt. Er geht auf den Wegen, die hier Arnold Böcklin, dort die moderne Kunst mit der Liebe zu bestimmten Pflanzengestalten als Symbolen des Unausdeutbaren, hier die christliche Apologetik, dort die philosophische Spekulation, hier die Egidysche Bewegung, dort der in Buddhismus sich stillende Hunger gehen. Ich sehe nur, daß er mit allen tieferen modernen Menschen zu der dogmatischen Naturwissenschaft klagend sagt: „Wir sehen, wo du Nichts siehst, und du leugnest unser Sehen — wir begehren Brot und du giebst Steine."

In gerader Fortsetzung dieses Protestes innerhalb seiner älteren Schriftstellerei darf er einige Jahre später im Mysterium der Gerechtigkeit (1898) sagen: die Natur ist nicht gerecht, und wir, ihre Kinder, *müssen* gerecht sein:

> Es handelt sich um zwei unbekannte Ziele — das der Natur und das der Menschheit, Ziele, die sich in unserm Geiste nicht vereinen lassen. (Begr. Tempel, St. 37.)

Hermann Oeser

Die nationale Seite der Los von Rom-Bewegung

Von einem Tschechen

Der vorliegende Beitrag zur Psychologie der Uebertrittsbewegung in Oesterreich aus der Feder eines Tschechen will nicht als Polemik aufgefaßt werden, sondern als Ergänzung dessen, was bis jetzt zu einseitig und deshalb nicht erschöpfend ins Auge gefaßt wurde.

Von Anfang an ist oft darauf hingewiesen worden, daß die Motive der Los von Rom-Bewegung in Oesterreich und besonders in Böhmen nationaler Art seien. Gegner warfen es vor und Freunde gaben es zu. Der Unterschied lag darin, wie hoch oder niedrig man die Quantität jenes Motivs anschlug: die Freunde bekannten, das nationale Motiv sei ein begleitendes neben dem hauptsächlichen, dem religiösen; die Feinde behaupteten, Nationalität und Politik sei die eigentliche Triebfeder, und wagten es deshalb, die Bewegung als religionslos, politisch-demagogisch und hochverräterisch-gefährlich zu verschreien. Daher dieserseits gereizte und aufreizende Predigten und Zeitungsartikel, Kongreßreden und Hirtenbriefe, die durchsichtig genug auf den fremdländischen Ursprung der evangelischen Vikare hinwiesen, sie politische Agitatoren im Dienste des alldeutschen Staatsgedankens nannten, und gegen die Bewegung das Protektorat und die Autorität des österreichischen Thronfolgers und den Machteingriff der politischen und polizeilichen Behörden anriefen.

Daher aber auch jenerseits solche Aussagen, wie in dem vortrefflichen Aufsatz in Nr. 19 der Christlichen Welt 1902: „Man nehme der Bewegung, zumal in Böhmen, die nationale Triebfeder, man setze den Fall, die katholische Kirche würde sich auf nationaler Grundlage organisieren oder hätte es früher gethan: die evangelische Kirche nur um ihres geläuterten Glaubensbegriffs willen würde wenig Anhänger finden.“

Meine Ueberzeugung differiert von beiden erwähnten Meinungen darin, daß ich dem nationalen Moment zwar seine Bedeutung für die Bewegung vollends zuspreche, dabei aber den eigentlichen Grund nicht negativ im nationalen Gegensatz, sondern positiv in nationalen Bedürfnissen und Wünschen suche und finde. Ich meine: die Uebertrittsbewegung hat wohl nationale Gründe, sollte sich aber nicht vom nationalen Gegensatz nähren.

Die deutsche Los von Rom-Bewegung, besonders in Böhmen, ist nicht — soweit sie überhaupt religiös ist — an dem Gegensatz zur tschechischen Nation entstanden, sondern ist der Erkenntnis entsprungen, daß die römisch-katholische Kirche auch den nationalen Ideen und Zielen nicht genug thue, wie sie natürlich vor allem dem eigentlichen religiösen Bedürfnis keine genügende Nahrung bietet, und wie sie daneben auch kulturell den Ansprüchen des Fortschritts und politisch den Ideen der Freiheit und Selbständigkeit nicht förderlich ist.

Daß diese Auffassung die richtige sei, beweist die Veranlassung und der Verlauf jener bedeutsamen Volksversammlung vom 15. Januar 1899 in Wien; diese wandte ihre Spitze keineswegs gegen die Tschechen, sondern gegen die sogenannte christlich-soziale oder katholische Volkspartei, die doch deutsch und, wie ihr Vorgehen z. B. in Wien (Lueger) beweist, äußerst tschechenfeindlich ist.

Ich verschließe nicht absichtlich meine Augen vor der Thatsache, daß beinahe in allen Publikationen der österreichischen alldeutschen Partei der Gegensatz gegen die Tschechen oft ostentativ ausgespielt wird. Auch der vorhin erwähnte maßvolle Artikel von Heinzelmann in diesem Blatt spricht davon, daß die Deutschen in Oesterreich durch den vordringenden Slavismus ihr Volkstum gefährdet sehen, daß die Kirche (die katholische) sich in auffallender Konsequenz mit dem fremden, deutschfeindlichen Volkstum verbündet, und ziehen den Schluß, daß „die Kirche ihrem innerlichen Wesen nach undeutsch sein muß“.

Das Alles sehe ich und will es gar nicht abschwächen oder verdecken. Und trotzdem behaupte ich, daß es nicht aus der Tiefe der Bewegung fließe, sondern eher ein Zug bloß ihrer äußeren Taktik und Agitation sei.

Auch will ich nicht die Wahrhaftigkeit jener Ueberzeugung in Zweifel ziehen, daß den österreichischen Deutschen die katholische Kirche undeutsch erscheint. Aber darin muß ich ein Mißverständnis erblicken, wenn infolge dessen die katholische Kirche in Oesterreich seitens der Deutschen als national-böhmisch oder -polnisch oder -slovenisch betrachtet wird. Die Schlußfolgerung ist scheinbar ganz folgerichtig, in der That aber grundfalsch. Die katholische Kirche ist undeutsch, oder deutsch-feindlich, ebenso wie sie unböhmisch, ja böhmenfeindlich ist, slovenenfeindlich u. s. w. Die Deutschen in Oesterreich klagen darüber, daß die katholische Kirche keine Stütze für ihre nationalen Wünsche und Bedürfnisse biete, und sie haben Recht; aber mindestens ebenso, ja mehr berechtigt sind die Klagen, daß die katholische Kirche für die nationale Lage der Tschechen kein Verständnis, für ihre Nöte kein mitleidiges Herz, für ihre Bedürfnisse keine hilfreiche Hand habe. Ich sage: mehr berechtigt, und sage nicht zu viel: die katholische Kirche hat es immer verstanden, die Partei des Stärkeren zu ergreifen, und in Oesterreich ist doch die Krone und die Regierung deutsch; die katholische Kirche findet also darin ihren Nutzen, den Deutschen in Oesterreich näher zu stehen, als allen übrigen Nationen (die Polen vielleicht ausgenommen, wegen ihrer eigentümlichen politischen Stellung). Nun kann man sich leicht vorstellen: wenn die katholische Kirche den Deutschen nicht deutsch genug erscheint, wie muß sie dann anderen Völkern in nationaler Hinsicht erscheinen!

Einige Beispiele werden es beweisen. Ich bitte bloß um gerechte und parteiisch unvoreingenommene Beurteilung.

Wenn ein Kirchenfürst deutschen Ursprungs auf den historisch bedeutsamen Stuhl eines Landes berufen, in dem drei Viertel Bevölkerung der deutschen Nation angehörten und trotzdem politisch unter der Gewalt einer nichtdeutschen Minorität künstlich erhalten werden, wenn ein solcher Kirchenfürst nicht mit aller Energie, mit allen Mitteln die Interessen seiner Volksgenossen verteidigte, so würde es doch jedenfalls als ein Unrecht, als eine Anomalie empfunden werden. Nun bitte ich die Verhältnisse umzukehren: es giebt in Oesterreich einen Kirchenfürsten, der böhmischen Ursprungs und in einem Lande Erzbischof ist, wo drei Viertel Tschechen wohnen und oft im harten Kampf mit der deutschen Minorität stehen; und dieser Kirchenfürst — es ist der Olmützer Erzbischof Dr. Kohn — giebt nicht nur keine Sympathien für die Ziele seiner böhmischen Landsleute kund, giebt nicht nur beinahe Nichts von seinem wirklich fürstlichen Einkommen von Millionen für die nationalen Bedürfnisse des Landes her (wie man es im vergangenen Jahre bei seinem zehnjährigen Amtsjubiläum nachgerechnet hat), sondern thut das Gegenteil davon: den böhmischen Priestern von Olmütz verbietet er den Besuch und die Mitgliedschaft des böhmischen geselligen und Bildungsvereines; die Zöglinge seines Knabenseminars nötigt er alle ohne Unterschied die deutsche Mittelschule zu besuchen, wo doch in derselben Stadt die Wahl zweier Schulen zur Verfügung steht; böhmische Arbeiter unter den Priestern aus national bedrohtem Gebiet in Schlesien, wo die Tschechen gegen Deutsche und noch dazu gegen die Polen ihre Existenz, ihr Schulwesen u. s. w. zu wahren und zu wehren haben, versetzt er in national indifferente Städte. — Ist die katholische Kirche in Mähren tschechisch-national?

In Böhmen selbst ist es nicht anders: den Stuhl des Prager Erzbischofs nimmt ein Sprößling eines alten böhmischen Adelsgeschlechtes ein, mit einem böhmischen, für den Fremden unaussprechlichen Namen, aber mit einer Zunge, die die Sprache der Väter und des Volkes nur mühsam und fehlerhaft und deshalb ungern spricht, und mit einem Herzen, das kühl bleibt gegenüber den Rufen und Nöten des eigenen Volkes.

Böhmen hatte einen Prälaten, der sich in dem Titel des am meisten tschechischen Bischofs nationale Rittersporen erworben hat, — das war der 1902 verstorbene Bischof von Königgrätz, Brynych; von ihm sind aber nicht Evangelische allein überzeugt, daß er die chauvinistisch-nationale Stimmung des verflossenen Jahrzehnts geschickt zu benutzen verstanden hat, um durch nichtssagende formale Phrasen die Gunst der Nationalisten in das Bett der ultramontanen Interessen einzulenken. Jedermann

sieht ganz klar, daß Brynych in erster Linie und ausschließlich römisch Klerikaler gewesen ist, und daß alles Andere bloß als Mittel zu diesem seinem Zwecke dienen mußte.

So ist die ganze höhere Hierarchie. Und das ist doch die Kirche: der niedere Klerus bedeutet Nichts, der muß folgen, und wenn er nicht blindlings gehorcht, wird er gemaßregelt oder versetzt.

Noch Eins. In Deutschland werden von Zeit zu Zeit oder regelmäßig auch von der evangelischen Kirche polnische Gottesdienste veranstaltet, und zwar nicht bloß in Posen, wo Polen ansässig sind, und in Berlin, wo als in der Reichshauptstadt alle Reichsangehörige Etwas von ihrer Heimat wiederzufinden berechtigt sind, sondern auch z. B. in Halle a. S., wo die Teilnehmer bloß zeitweise sich aufhaltende Sommer-Arbeiter waren. Das findet doch Jedermann richtig und notwendig. Anders aber die katholische Kirche in Oesterreich. In Wien leben Hunderttausende von Tschechen, und die katholische Kirche hat es nicht für möglich und nötig gehalten, sie von Zeit zu Zeit wenigstens mit einer tschechischen Predigt zu versorgen. Heißt das, daß die katholische Kirche in Oesterreich deutschfeindlich und tschechenfreundlich ist? Man könnte einwenden, darin habe auch das bürgerliche Regime der Reichshauptstadt zu entscheiden. Das ist wahr; aber es schwächt unsre Beweisführung nicht ab, wie es der Fall wäre, wenn die Stimmung der herrschenden Kreise Wiens z. B. liberal wäre; im Gegenteil, der Einwand wird zur Stütze für uns und zur Anklage gegen die römische Kirche: das Regime in Wien ist „christlich-sozial“ d. h. antisemitisch-klerikal, Lueger küßt den päpstlichen Pantoffel und erbittet sich des Papstes Segen. Die deutschen Katholiken in Prag sind in kirchlicher Beziehung im Vergleich dazu reichlich versorgt: in mehreren Kirchen wird deutsch gepredigt (man braucht bloß den Namen des Prämonstratenser-Subpriors Pater Alban Schachleiter zu erwähnen), und wenn dies in der deutsch-österreichischen und reichsdeutschen Journalistik seiner Zeit geleugnet wurde, so war das entweder Mangel an Information, oder eine wissentliche Partei- und Agitationslüge, wie man in der Rücksichtslosigkeit des nationalen Haders einer solchen auf beiden Seiten öfters begegnet.

Nun was bedeutet das Alles? Ich wiederhole: ist die römische Kirche in Oesterreich deutschfeindlich, so ist sie ebenso tschechenfeindlich.

Es klingt stark paradox; ich glaube es aber genügend bewiesen zu haben und will noch analoge Fälle von anderen Seiten her bringen.

Betrachten wir Frankreich. Es besteht in Frankreich auch eine starke Uebertrittsbewegung los von der katholischen Kirche. Sie hat ganz gewiß neben den religiösen auch allgemein kulturelle, nationale und schließlich auch politische Motive; denn die katholische Kirche in Frankreich steht, wie der Kampf der Regierung mit den Kongregationen zeigt, im Dienste einer Reaktion kultureller und politischer Art. Kein denkender Mensch läßt sich dadurch täuschen, daß die radikalsten Nationalisten im engsten Bunde mit den Klerikalen stehen, sondern Jedermann sieht, daß diese scheinbar so patriotische Richtung keine der Nation nützliche Politik vertritt. Die Bedürfnisse des französischen Volkes nötigen seine besten Köpfe, das Joch der römischen Kirche abzuschütteln. Sie wollen das französische Volk protestantisch haben, weil sie sehen, daß bloß auf diesem Wege seine innere Freiheit, sein Fortschritt, seine Zukunft gesichert sein wird. Da sieht man also, glaube ich, klar: die französische Los von Rom-Bewegung hat wohl auch nationale Motive, nährt sich aber nicht am nationalen Gegensatze. Die Uebertretenden sind Franzosen und wollen es bleiben, ja treuer werden als bis jetzt; denn — so würden sie sagen — die katholische Kirche ist franzosenfeindlich. Aber könnte irgend ein Mensch daraus folgern, die katholische Kirche in Frankreich, oder sagen wir in Elsaß-Lothringen z. B. sei deutschfreundlich, und ein Grund der Uebertrittsbewegung sei der, daß sich die katholische Kirche mit dem franzosenfeindlichen, deutschen Volkstum verbünde? Ebensowenig könnte man die ganze Sache umkehren und sagen, die evangelische Kirche sei dem Deutschtum in Frankreich günstiger. Keinem Protestanten fällt es ein, die Franzosen germanisieren zu wollen. Genau so verkehrt wäre es, zu behaupten, die Franzosen müßten, falls sie ihre Nationalität nicht einbüßen wollen, sich noch fester in die Arme der katholischen Kirche werfen. Das Richtige ist: die Franzosen haben dieselben Gründe, evangelisch zu werden, wie die Deutschen; denn die katholische Kirche ist ebenso franzosenfeindlich, wie sie deutschfeindlich ist.

Ganz analog ist die Lage in Oesterreich, zumal in Böhmen. Die Deutschen verlassen die katholische Kirche auch aus nationalen Gründen, sollten es aber nicht dadurch begründen, daß diese tschechisch oder überhaupt slavisch sei, denn das ist einfach nicht wahr. Die Tschechen haben ebensoviele Gründe, die katholische Kirche zu verlassen, auch nationale Gründe, und sie sollten sich nicht durch nationalistische Proklamationen eines Brynych täuschen und anlocken lassen. Die nationalistisch-chauvinistische Modemelodie versteht auch der französische Klerikalismus anzustimmen: es handelt sich aber weder dem Einen noch dem Anderen um die Nation, sondern Beide wollen bloß in den trüben Gewässern der nationalen Gehässigkeit fischen. Ebensowenig sollten sich die Tschechen durch die nationalistische Exklusivität der Los von Rom-Träger abstoßen lassen. Bei den Tschechen sind ja schließlich die nationalen Gründe mehr innerer Natur. Ihre Nationalität und Selbständigkeit, ihre Tradition und Geschichte, ihr Ruhm, ihre Kultur und Litteratur — das Alles steht in engster Verbindung mit einer Bewegung, die los von Rom, die evangelisch war — der hussitischen. Hus, Zizka, Chelcicky, Blahoslav, Komensky, Kollar, Palacky — diese Namen bedeuten die böhmische N a t i o n und die böhmische R e l i g i o n — und Alle sind — los von Rom. Und die Zukunft des Volkes, seine Religion und sein Charakter vor allem, seine Kultur, seine innere Freiheit und seine Rechte — das Alles hat seine Gewähr einzig auf der Grundlage des Evangeliums.

Es zeugt von einer sehr oberflächlichen, mechanischen Beobachtung, wenn man sagt, der Protestantismus sei die deutsche oder germanische Form der christlichen Religion.*) Die romanischen Franzosen wollen die ihnen zugewiesene — die katholische — nicht mehr geduldig ertragen und sich von ihr ganz passiv zu Grunde richten lassen nach dem Beispiel der Spanier und Italiener, und die böhmische Reformation von Hus und Chelcicky allein ist ein schlagendes Beispiel davon, daß das Evangelium nicht ausschließlich germanisch-national sei. Uebrigens wurde die kalvinische Form des Protestantismus in Ungarn mit Recht „nationaler Glaube“ genannt, mit Recht, da das magyarische Volk daraus seine Kraft, seine Ueberzeugung geschöpft hatte; und „böhmischer Glaube“ ist noch zur Zeit des Toleranzpatentes der geläufige Ausdruck gewesen für die böhmische Brüder-Unität, also für den Protestantismus in einer hohen, beinahe idealen Form der Gestaltung und Verwirklichung des Christentums.

Die d e u t s c h e evangelische Bewegung in Oesterreich unterschätze ich keineswegs; es ist aber meine festeste Ueberzeugung, daß die b ö h m i s c h e, wenn sie einmal entstehen wird, mehr und ausschließlicher r e l i g i ö s sein wird; nationale Motive, d. h. die Rücksicht auf das Wohl und auf die Zukunft des eigenen Volkes werden gewiß dabei mitspielen, nationale Individualitäten werden gebildet, nationale G e g e n s ä t z e aber ausgeglichen werden.

F Z i l k a

*) Der Verfasser sagt da ein sehr wahres Wort. D H

Verschiedenes

Das Geheimnis des Kreuzes. Ein Vortrag von D. B e r n h a r d W e i ß. Berlin, Trowitzsch und Sohn 1903. 36 S. 80 Pfg.

Ein Altmeister der biblischen Wissenschaft redet zu uns vom Geheimnis des Kreuzes. Er stellt uns zuerst auf den festen geschichtlichen Boden und hilft uns dann zum frommen Verständnis der großen Thatsache. Hinter jedem Satz steht die Autorität einer unermüdlichen Lebensarbeit. Mancher Leser, dem das Gesagte nur zu knapp ist, greift dann vielleicht zu des Verfassers großem „Leben Jesu“, das ja gerade auch für Nichttheologen bestimmt ist und ihnen

reiche Anregung und Belehrung zu bieten vermag (zwei Bände; 1902 erschien bei Cotta die vierte Auflage). Es ist schwer, aus dem Gefüge des Vortrags ein paar Worte herauszulösen; wir versuchen es dennoch.

„Es giebt," heißt es gegen den Schluß, keine Ueberwindung der Sünde, ohne daß sie sich auslebt und ihre letzten Konsequenzen zieht. . . . Darum hat Gott [seinem Volke] mit der Erscheinung seines Sohnes die volle Erfüllung seiner Verheißung angeboten unverkürzt, ob er das Herz seines Volkes gewinne auf dem geraden Wege, der ihm in seiner Geschichte und durch seine Propheten vorgezeichnet war. Aber die Antwort auf dieses erste Heilsanerbieten war die Ermordung Jesu, in der darum die Menschheitssünde ihren furchtbarsten Frevel beging, der sie auf ewig von Gott zu scheiden schien. Da ist Gott noch einmal ins Mittel getreten und hat diesen Tod seines Sohnes durch eine Gnadenthat ohne gleichen, die doch noch größer war als jener Triumph der Menschheitssünde, der Welt zur Quelle der Vergebung und der Erlösung gesetzt" R

Klopstockbüchlein. Zum hundertjährigen Todestag des Dichters am 14. März 1903 herausgegeben von D. G. Behrmann. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1903. 72 S. 1 Mk. Mit 7 Abbildungen.

Denkschrift zur Gedächtnisfeier von Friedrich Gottlieb Klopstocks hundertjährigem Todestage am 14. März 1903 auf dem Friedhofe zu Ottensen. Von Pastor G. C. Kähler in Ottensen. Altona-Ottensen, Th. Christiansen. 20 S. 50 Pfg. Mit 3 Abbildungen und urkundlichen Schriftstücken.

Je weniger wir grundsätzlich den hundertjährigen Geburts- und Todestagen in unserm Blatte nachgehen, desto lieber empfehlen wir unsern Lesern insbesondre die erste der vorgenannten Schriften. Die zweite hat nur mehr lokalen Wert und erfüllt so ihre Bestimmung. Aber die erste wendet sich an den weitesten Kreis derer, die Klopstock — nicht kennen. Und der ist seit dem bekannten Lessingschen Epigramm nicht kleiner geworden. Wo sind die Zeiten, da Lotte und Werther im Momente höchsten seelischen Erlebens all ihre Empfindungen in dem einzigen Worte zur Sprache brachten: „Klopstock!" (Werther am 16. Junius)? Aber Einzelnes von Klopstock wird uns Heutigen doch mit Grund und Erfolg wieder näher gebracht. Dazu hilft auch das Behrmannsche Büchlein. Es fügt in seinen schlichten und feinen Text einige Oden und einige Stücke aus dem Messias: Mancher, der das gelesen hat, blättert wohl wieder in Klopstocks Werken nach Mehr. R

Zwei Thoma-Bilder in der Heidelberger Peterskirche. Wer sich davon überzeugen will, ob die moderne Malerei wirkliche Kirchenbilder zu schaffen vermöge, der sehe sich unsere herrliche Heidelberger Peterskirche in dem Schmucke der beiden neuen Bilder von Hans Thoma an. Es ist ein außerordentliches Verdienst Henry Thodes, des bekannten Kunsthistorikers, und der ihm Nahestehenden, daß sie den Gedanken einer bildlichen Ausschmückung gefaßt, Thoma für die Ausführung gewonnen und die nötigen Geldmittel hierfür flüssig gemacht haben. Die bisher leeren, geradwandigen Abschlüsse der beiden Seitenschiffe, die früher den zwischen ihnen liegenden Chor mit zwei öden gelben Flächen flankierten, sind nunmehr ausgefüllt mit zwei großen, bis an die Decke reichenden bildlichen Darstellungen, die vom ersten Augenblick hineinpaßten, als wären sie immer hier gewesen. Ihre Modernität besteht nun freilich lediglich darin, daß jeder Anklang an das katholische Gnadenbild und an die klassizistische Verschönerung der heiligen Gestalten vermieden ist. Aber das bedeutet nur, daß die Darstellung von einer tiefen, innerlichsten Originalität ist, daß sie vielleicht mit leichten Anklängen an Dürer und die Altdeutschen ganz aus dem freien protestantischen Gemüt herausgeflossen ist und Nichts will, als in einer durch keine künstliche Idealisierung verfälschten Weise den religiösen Gedanken unmittelbar und lebendig ausdrücken. Die beiden Bilder stellen links die Erscheinung Christi auf dem galiläischen Meer dar, wo er dem versinkenden Petrus die Hand reicht, rechts die Erscheinung Christi im Garten Gethsemane, wo er Maria Magdalena als der Gärtner erscheint. Es ist der Glaube des Mannes und der Glaube der Frau. Der Mann schreitet durch den sausenden Orkan des unbegrenzten Lebens, über sich nur Wolken, unter sich das gefährliche Element. Dem Versinkenden erscheint auf dem Kamm der sich eben überschlagenden Welle Christus; auch sein Gewand ist gepeitscht vom Sturm, und sein männlich ernstes Antlitz zeigt im Ernst und Leiden bewährte Güte und Kraft. So reicht er dem Sinkenden die Hand, und mit einer sichtlich von neuer Kraft erfüllten Spannung des Armes läßt Petrus sich emporziehen und schlägt die Augen auf zu Jesus, wobei ihm über den Wolken die ewigen Gottes strahlende Sterne sichtbar werden. Ganz anders ist der Charakter des zweiten Bildes. Es ist ein idyllisch kleines Gärtchen mit wohlgepflegten reinlichen Beeten, ein eng umzirkter, von sorglichem Menschenfleiß geschaffener Wirkungsbereich täglicher, kleiner und sinniger Arbeit; ein halboffenes Pförtchen führt in die freie Landschaft hinaus, die mit ihren Hügeln und Bäumen in wundervoller Morgenfrische hereinschaut über die manneshohen Gartenmauern. In diesem Gärtchen steht Jesus, ruhig und bewegungslos, wie aus dem Boden emporgetaucht. Das Gewand an sich ziehend und nur leise die Hand bewegend sieht er mit ruhigem, alle Tiefe des Leidens und allen Ernst des Mitgefühls, aber auch die innige Gewißheit des Sieges in sich tragendem Blick auf die vor ihm in die Kniee gesunkene ältliche Frau. Diese, in ihrem Suchen von der plötzlichen Erscheinung überrascht, ist mit erhobenen Armen an ihre Stelle festgebannt. Aber mit strahlenden, beseligten Augen lebt sie in der Gestalt Jesu. Man sieht, ihre ganze Seele ist in ihm, und seine bannende Macht hat alle Sorge und allen Zweifel aus ihr ausgetrieben in einer seligen, intuitiven Gegenwartsgewißheit. Und indem sie so vor ihm kniet, hebt sich mit gewaltigen Strahlen die aufgehende Sonne, das Licht des ewigen Gottes, an dem Horizont.

Die Bilder fordern ruhige, sorgsame und wiederholte Betrachtung. Sie haben auch vielfachen Widerspruch gefunden. Das Wasser in dem Petrusbilde wird man mit Recht nicht ganz überzeugend wiedergegeben finden. Vor allem ist natürlich auch hier die Person Jesu das Schwierigste, das am meisten Enttäuschungen verursacht. Doch meine ich, daß gerade der Verzicht auf jede klassische Schönheit dem Ausdruck des inneren Lebens zu Gute gekommen ist, und daß der Eindruck bei jeder Beschauung sich vertieft. Im Ganzen aber wird man die Bilder als eine hervorragende Erscheinung betrachten dürfen, die eine wahrhaft protestantisch-kirchliche Kunst und eine wirklich religiösinnerliche Wirkung moderner Malerei uns vor Augen stellen. Sie stören auch durchaus nicht im Gottesdienst, sondern fügen sich der kirchlichen Stimmung vortrefflich ein. Ja im Zusammenhang mit dem von Wolfrums Meisterhand geleiteten musikalischen Teil des Gottesdienstes steigern sie unsere Gottesdienste geradezu zu einer wundervoll erhebenden Wirkung, sodaß wir uns in unserm vielgescholtenen Heidelberg wenigstens rühmen dürfen, mustergiltig schöne und ergreifende Gottesdienste zu haben. Troeltsch

Hausbeamtinnen. Aus Anlaß unsers so überschriebenen Artikels in Nr. 13 stellt man uns folgendes Stück aus einem Privatbrief zur Verfügung:

„A propos Frauenfrage: M. hat durch diverse Zeitungen »Kinderpflegerin« gesucht und kein Anerbieten bekommen. Hier bei den Hausbeamtinnen keine zu haben. Eine uns persönlich bekannte Lehrerin vom Pestalozzi-Fröbelhause in X. schrieb, außer Sechszehn- bis Siebzehnjährigen sei nichts da, — sie wollen alle nicht in Familien! Dasselbe sagte die Leiterin hier. Auf Annoncen im Daheim kamen dann ein halbes Dutzend Angebote — Mädchen zwischen 16 und 18 Jahre alt, die — von bescheidenster Herkunft — ein halbes Jahr (!) im Pestalozzi-Fröbelhause oder ähnlichen Anstalten gelernt haben und nun perfekt sind. Gehaltsansprüche: freie Station und 35 bis 50 Mark! — Eine treffliche hiesige Dame gab 56 Mk. für Annoncen aus und war in vierzehn Bureaux — sechs Wochen lang vergeblich: Kinderpflegerin, nicht zu erlangen. A's waren vierzehn Tage, B's sechs Wochen ohne Köchin — Ansprüche bis 70 Mk. — Es hat doch Alles seine Kehrseite! Was ist das Rechte? — wohl in der Reibung von Interessen?" —

Hierzu bemerkt die Verfasserin unsers Artikels „Hausbeamtinnen" in voriger Nummer:

Lassen wir die Köchin bei Seite und halten wir uns an die „Kinderpflegerin"! Die Frage ist doch die: woher diese Abneigung gegen eine Aufgabe, einen Beruf, den jedes junge Mädchen mit Lust ergreifen müßte? Warum besonders der Widerwille gegen Stellung in einer Familie?

Halten wir einmal Umschau in den verschiedenen Familien, die sich nicht mit einem einfachen Kindermädchen begnügen, sondern eine ausgebildete Kinderpflegerin, ein sogenanntes Fräulein haben wollen, dem sie die Kinder fast vollständig überlassen. Die Pflichten der Mutter darf es übernehmen: aber welche Rechte darf es beanspruchen? In den meisten Fällen steht es einsam zwischen Herrschaft und Dienerschaft, Tag und Nacht, ohne Sonn- und Feiertag muß es auf seinem Posten sein, kaum eine Stunde nennt es sein eigen. Wird ihm aber freie Zeit vergönnt, so verfügt es in den seltensten Fällen über einen Raum, geschweige über einen behaglichen, in dem es wirklich mal bei sich sein kann. Jedes Dienstmädchen hat seinen freien Sonntag: aber wie viele Herrschaften denken daran, dem Fräulein mal Ferien zu verschaffen?*) Oft stehen ja diese meist armen Mädchen heimatlos da und wüßten kaum Etwas damit anzufangen. Auch der freie Sonntag an sich wäre für sie keine Wohlthat, denn können sie ihn nicht in passender Gesellschaft verleben, so wird er zur Verlegenheit und Qual. Hier tritt der Verein für Hausbeamtinnen mit seinen monatlichen Zusammenkünften helfend ein, wie ungenügend auch diese Hilfe noch sein mag. Es läge wohl im Interesse der Herrschaften, namentlich solcher, die ihren Angestellten kein eigenes Zimmer geben können, mit dafür zu sorgen, daß diese Zusammenkünfte zum allsonntäglichen Bedürfnis würden.

Auf dem Lande gestaltet sich ja die Frage, wie der Kinderpflegerin, dem Fräulein, eine passende Erholung gewährt wird, anders. Hier gilt ausschließlich, was in letzter Linie auch in der Stadt die Hauptsache ist, die richtige Eingliederung des Fräuleins in Haus und Familie. Je mehr Eltern sich entschließen, die Person, der sie die leibliche und geistige Pflege ihrer Kinder anvertrauen, als Familienglied anzusehen [wie das doch auch thatsächlich vorkommt!], um so mehr Mädchen aus gebildeten Ständen werden sich diesem so wichtigen Beruf zuwenden. Hebt sich aber die gesellschaftliche Stellung des Fräuleins, dann öffnen sich ihm auch leichter neue Wirkungskreise, wenn es — naturgemäß nach gar nicht langer Zeit — nicht mehr jugendfrisch ge-

*) Mir ist an einer meiner Konfirmandinnen, einem Kinde bester Herkunft, einst ein Fall vollendeter Sklaverei begegnet, die hinter dem Engagement als Fräulein sich verbarg. Die Herrschaft war vermögend und in angesehener Stellung. D H

nung ist für den Verkehr mit Kindern. Damit würde dann zugleich Eins erreicht: das Bild des Fräuleins, das müde und gleichgiltig die geputzten Kinder, die nicht singen und nicht springen dürfen, spazieren führt, und dessen Anblick einem oft wehe thut, wird mehr und mehr verschwinden. E R

Wir sollten in unserm Blatt dieses Thema nicht so bald fallen lassen. Das Problem, um das es sich handelt, geht die Kreise, aus denen wir unsre Leser haben, besonders an. Denn in diesen Kreisen finden sich zugleich solche, die häusliche Hilfen wie Kinderfräuleins, Kinderpflegerinnen u. s. w. brauchen und suchen, und solche, die ihre Töchter dazu hergeben oder, wenn der Beruf besser geschätzt wird, ihm gern widmen würden. Verweilen wir also mit unserm Nachdenken ein wenig bei diesem im Einzelfall wie fürs große Ganze so wichtigen Punkt! Es sei erinnert an das, was wir im vorigen Jahr in Nr. 22 und 36 zur Sache gebracht haben. Unsre praktisch von dem vorliegenden Notstande betroffenen Kreise müssen vor allem lernen ihre Einzelerfahrungen in einem großen Zusammenhang schauen und verstehen, dann wird man bei gutem Willen mit vereinten Kräften auch einen Weg zur Besserung finden. D H

Kleine Mitteilungen. Die neueste zuverlässige Religionsstatistik wurde von einem unsrer Leser begehrt. Wir verweisen auf einen Artikel von Zeller in Warnecks Allgemeiner Missionszeitschrift 1903, Heft 1, und geben die Tabelle wieder, die Juraschek in Hübners geographisch-statistischen Tabellen 1898 veröffentlicht hat.

		auf 1000 Menschen
Christen	534 940 000	346
Konfuzianer	300 630 000	195
Brahmanen	214 570 000	139
Muhammedaner	175 290 000	114
Polytheisten	173 300 000	112
Buddhisten	120 750 000	78
Shintoisten	14 000 000	9
Juden	10 860 000	7
Sonstige Religionen	170 000	0,1
	1 544 510 000	1000

Alle übrigen Zählungen sind wertlos, weil sie Konfuzianer und Buddhisten zusammenrechnen, d. h. die Chinesen als Buddhisten zählen; Warneck (Abriß[7] 378) trennt die „Heiden" überhaupt nicht von einander. Der größte Unsinn steht bei Brockhaus 14. Auflage 1902, Band 6, Seite 134: Brahma- und Buddhaverehrer 656 Mill., also Inder und Chinesen in Einer Rubrik. Der Fehler scheint unausrottbar. M C

Die Konversionen zum Katholizismus haben seit 1870 in Deutschland fast ganz aufgehört. So bemerkt der katholische Kirchenhistoriker Professor von Funk-Tübingen in der Theologischen Quartalschrift 1903, S. 125, bei Gelegenheit einer Anzeige der neusten Auflage der bekannten „Konvertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert" von Rosenthal. Es handelt sich dabei natürlich um Konversionen hervorragenderer Protestanten. Funk sagt wörtlich: „Auffallend ist, wie mit dem Jahr 1870 die Konversionen in Deutschland, bezw. die Konvertitenbilder fast ganz aufhören." Sollte diese Thatsache wirklich so auffallend sein? A D

Eine rabbinische Wunderlichkeit. Auf dem jüdischen Friedhofe zu Krakau befinden sich zahlreiche mit Inschriften versehene alte Grabsteine der dortigen Judengemeinde. Im Jahre 1897 hat B. Friedberg eine große Anzahl dieser für die Geschichte des Krakauer Judentums natürlich sehr interessanten Denkmäler in einem hebräischen Werk veröffentlicht. Neuerdings sind nun mehrere Grabsteine des Krakauer Judenfriedhofes, die bisher unbeachtet geblieben waren, weil sie entweder tief in die Erde gesunken waren oder weil ihre Inschrift für unleserlich galt, zu Tage gefördert und entziffert worden. Wem das Verdienst an der Entdeckung dieser nicht unwichtige Steine (zum Teil aus dem 16. und 17. Jahrhundert) gebührt, darüber scheint freilich in den Kreisen der Krakauer jüdischen Gelehrten eine Meinungsverschiedenheit zu bestehen. Friedberg, der die Inschriften in der Monatsschrift für die Geschichte und Wissenschaft des Judentums 1900, S. 357 ff. veröffentlicht hat, nennt einen Herrn Samuel Landau; die Redaktion der Monatsschrift (Dr. M. Brann in Breslau) teilt dagegen in einem Nachwort mit, daß der Krakauer Privatgelehrte F. H. Wetstein der Entdecker der Steine sei. Jedenfalls aber, und das interessiert uns hier am meisten, ist das Krakauer Rabbinat an der Entdeckung und wissenschaftlichen Verwertung dieser Geschichtsquellen ganz unschuldig. Im Gegenteil, es hat aufgrund irgendwelcher talmudischer Bestimmungen weitere Nachforschungen auf dem Friedhof verboten! Man wird an die Gepflogenheiten jener Mönche des Orients erinnert, die ihre Handschriften sorgfältig vor den fremden Gelehrten verbergen, nur daß das Krakauer Rabbinat die Erforschung der Geschichte seiner eigenen Gemeinde durch jüdische Gelehrte hindert. Selbst der im übrigen keineswegs reform-jüdischen Neigungen huldigende Herausgeber der Monatsschrift spricht da mit Recht von „wunderlichen halachischen Bedenken" des Krakauer Rabbinates. A D

Die Nötigung von Dissidentenkindern zur Teilnahme am konfessionellen Religionsunterricht durch den Staat ist die schmerzlichste Konsequenz, die wir unter dem System des Schulzwangs erleben. Man sollte meinen, daß der elterliche Wille und die Ehre der Religion selbst vom Staat darin respektiert werden müßten, daß man Kinder, deren Eltern jedes Band der Zugehörigkeit zur Kirche gelöst haben, auf eine Willenserklärung der Eltern hin ohne jede Schwierigkeit vom kirchlichen Unterricht befreite. Das ist aber in Preußen, Weimar und andern deutschen Staaten nur teilweise der Fall. Zwar scheint das prinzipiell Bedenkliche dieses Zwangs der Einsicht der Behörden nicht fern zu liegen; auch haben verschiedene Minister ganz verschiedene Entscheidungen gefällt; mehr büreaukratische, schultechnische Erwägungen scheinen den Ausschlag zu geben, wenn die rigorose Praxis heute vielerwärts herrscht. Aber gerade daß man eine kleine Minderheit so mißhandelt, macht die Ungerechtigkeit des Verfahrens erst recht unleidlich. Man lese die Klage und Anklage, die der freireligiöse Prediger G. Tschirn in Breslau in dieser Sache erhebt: Sonntagsblatt für freie Gemeinden Nr. 10 vom 8. März (Verlag und Redaktion G. Tschirn). Gerade weil wir Religion und Kirche lieb haben, findet dieser Notschrei in unserm Herzen einen starken Widerhall.

Zur Bewegung wider die Aufhebung des Jesuitengesetzes gräbt die Germania in Nr. 74 einen Artikel aus, den im Jahrgang 1894, in Nr. 17, Sp. 398 f., der Herausgeber d. Bl. zur Sache geschrieben hat. Meine Gesinnung ist seitdem dieselbe geblieben, und ich könnte, wenn die Lage heut darnach wäre, zur Begründung meines damaligen Urteils über die Stimmung weiter protestantischer Kreise manches Interessante beibringen. Aber Eines muß ich doch der Germania gegenüber feststellen: es hat sich seit 1894 im Reich und in Preußen Vieles ereignet, was die Protestanten reizt und beunruhigt. Die Bewegung gegen die Aufhebung des § 2 dreht sich wahrhaftig nicht um diesen Paragraphen allein, auch nicht nur um die Jesuiten, es findet in ihr ein Volksgefühl Ausdruck, das unsre katholischen Mitbürger ebenso werden beachten müssen wie unsre Staatsregierungen. Es ist doch nicht etwa nur Zufall oder Mache, wenn 1903 die „Tonart Meyer-Zwickau" herrscht und unser Wort von 1894 wie ein Märchen aus alten Zeiten klingt?

Vor Schluß der Nummer erhalten wir folgenden Brief von D. Frieder (vgl. Nr. 14): „So schmerzlich es mir ist, daß ich nicht existiere, so herzlich erfreut bin ich doch darüber aus vielen Zuschriften zu ersehen, daß ich wert bin zu existieren." R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 29. April 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2 I. Stock: Buddhismus und Christentum (Meier).

Hamburg. Donnerstag 16. April Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40 8 Uhr: Der Todesgedanke Jesu (E. Petersen).

Hannover. 29. April 5 Uhr bei Wachsning, Schillerstr. 25: Die religiöse Entwickelung als Konsequenz des naturwissenschaftlichen Fortschritts.

Magdeburg. 21. April 4 Uhr, im Stadtmissionshaus, Hasselbachstr. 1: Religion als Schöpfung (Bonus).

Versammlungskalender

14.—16.	April	Kirchlich-soziale Konferenz Berlin
14.—19.	„	Internationaler Kongreß gegen den Alkoholismus Bremen
3. 4.	Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Darmstadt
5.	„	Freunde der Christlichen Welt Auerbach a. B.
8.—11.	„	Eisenacher Konferenz
	September	Evangelischer Bund Ulm
	„	Kongreß für Innere Mission Braunschweig
29. 30.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
6.— 8.	Oktober	Gustav Adolf Verein Hamburg

Am 30. März ist nach langer Leidenszeit unsere Mutter

Charlotte Reischle

geb. Sengel

Buchhändlers Witwe, sanft in dem Herrn entschlafen.

Karl Reischle,
Pfarrer in Hedelfingen (Württemberg)

Max Reischle,
Professor in Halle a. S.

Chronik der Christlichen Welt

13. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1658

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 14. Vierteljahrsübersicht — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Hauptberuf und Berufsstellung der Väter der preußischen Theologiestudierenden — Römische Kirche: Zur Abwehr des Ultramontanismus bei den politischen Wahlen; Der Trierer Schulstreit; Die Bewegung gegen Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes — Personalien.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

62. Jahrgang 1903

Wöchentlich ein Heft von 56 Seiten in Lexikonoktav

Vierteljährlich 6 Mark; das einzelne Heft 50 Pfg.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Inhalt der Nummer 14 vom 2. April 1903:

Deutsch-preussische Kirchenpolitik — Seerüstungen — Judentum und Christentum im Römischen Reiche — Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern. Eine Fusswanderung — Dein Wort soll uns genügen — Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Von Fritz Anders. Dritte Reihe. 11. Der Mutterwitz — Feuer! Erinnerung aus dem russischen Polizeileben von Alexander Andreas. (Fortsetzung) — Massgebliches und Unmassgebliches: Von der Krisis des Christentums; Etwas von Houston Stewart Chamberlain; Frei zum Dienst; Ein katholischer Priester über weibliche Erziehung.

Pfarrer

der längere Zeit leidend war und jetzt die Thätigkeit wieder aufnehmen möchte, erbietet sich zur Stellvertretung in leichter Landstelle (Nordwestdeutschland) für die nächsten Monate. Erwünscht Aufnahme und Verpflegung im Pfarrhaus gegen Vergütung. Anfragen baldigst unter **S. C.** an die Exp. erbeten.

Erstlingsfrüchte der heiligen Schrift aus Syrien

Der Verfasser dieses guten Romans ist ein eingeborner arabischer Christ. In Syrien und Persien wird diese Schrift in Tausenden von Exemplaren verbreitet. Sie nimmt bei dem Wachsen des Interesses an den Verhältnissen des Orients mit ihrer kräftigen Apologetik eine hervorragende Stelle ein.

Missionsblatt der Brüdergemeinde

Preis 1.50 Mk.

Verlag der Deutschen Orient Mission, Berlin W. 10

Eugène Casalis, Meine Erinnerungen

Das ist ein ganz köstliches Buch! — Welch einen Einblick in das Leben und in die Erfolge eines echten Missionars bekommen wir beim Lesen dieser Erinnerungen! Da ist nichts Gemachtes, nichts Gesuchtes; nur Erlebtes.

Wächterstimmen

Preis gebd. 2.50 Mk. brosch. 2 M.

Verlag der Deutschen Orient Mission, Berlin W. 10

Zimmersche Anstalten.

Prof. D. Dr. Zimmer — Berlin-Zehlendorf

I. **Ev. Töchterheime,** wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.

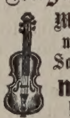
II. **Ev. Lehrerinnenseminar** mit Internat

III. **Heilerziehungsheim,** Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.

IV. **Krampfkrankenheim Weisses Haus** für epileptische 2c. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.

V. **Sanatorium Heimathaus** für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

August Dürrschmidt,



Musikinstrumente und Saitenfabrik **Markneukirchen** in Sachsen Nr. 227

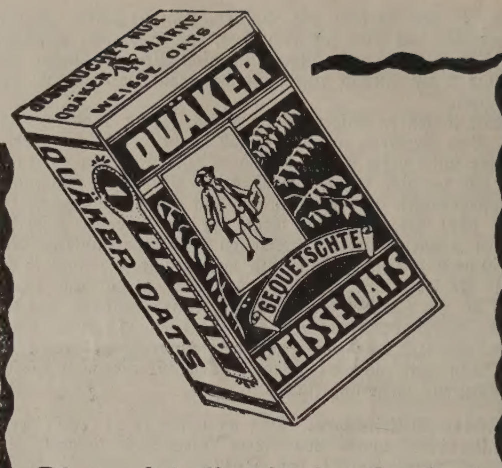
Billig! gegr. 1862. **Preiswert!**

Neue illustrierte Preisliste über alle Instrumente und Musikwerke auf Verlangen postfrei

---

Kleiderraffer

Um einer durch eine lange Reihe völlig unverschuldeter Unglücksfälle in tiefe Bedrängnis versetzten Familie eine Erleichterung zu verschaffen, soll ein, unter gesetzlichem Musterschutz stehender, über die Schulter zu tragender Kleiderraffer in den Handel gebracht werden. **Herr Friedrich Steffen in Niesky O. L.** ist gern bereit, gegen Einsendung von 90 Pfg. ein Exemplar in schwarz oder weiß portofrei zu versenden. Wiederverkäufer erhalten den üblichen Rabatt.



Dieses ist die einzige Quaker Oats Packung. Alles andere, somit ausgewogene Waare ist Nachahmung.

Des Morgens zum Frühstück bekommt nichts besser als Quaker Oats Brei. Das Rezept „Für den Frühstückstisch“ steht auf jedem Packet

Quaker Oats

„Bethesda“

Mutterhaus für Schwestern vom Roten Kreuz in **Gnesen** bietet Jungfrauen und Witwen von guter Erziehung unentgeltliche gründliche Ausbildung in der Krankenpflege, Heimat und gesicherte Lebensstellung mit Pensionsberechtigung. Auch finden Pensionärinnen für kurzen Kursus Aufnahme. Auskunft erteilen die Frau Oberin und die Frau Vorsitzende des Vaterländischen Frauen-Zweigvereins.

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch zu Tagespreisen, d. h. 5 Pfennig über den Hamburger **Großhandelspreis** für feinste Butter,

laufende Woche 123 Pfennig

Bei regelmäßiger Abnahme das ganze Jahr 120 Pf. Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

PIANOS von ℳ 350.— an.

Harmoniums von ℳ 80.— an.

Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.

Wilh. Rudolph, Giessen.

Alkohol-

Entziehungskur für bessere Stände

Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg

Arzt Dr. med. Burmester

Anfrag. u. Prosp. fr. nur d. **Alfred Smith**

Dr. med. Lindtners Sanatorium

„Finkenwalde“ bei Stettin

(Naturheilanstalt)

Herrliche geschützte Waldlage. Vorzügliche Erfolge

Prospekte frei

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg